
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Hildesheim,
Köln und Osnabrück

September 9/2020

72. Jahrgang

Aus dem Inhalt

Hans Waldenfels SJ

Benedikt XVI.

Ein Leben

Bruno Schrage

Mitarbeitendenpastoral

Eine Situationsanalyse zwischen Bedarfswechsel
und fehlender Theoriebildung

Gerhard Gäde

Sonntagspflicht?

Theologische Überlegungen zu einem scheinbar
veralteten Kirchengebot

PASTORALBLATT

Inhaltsverzeichnis

Petra Dierkes

Exodus

Das Startprogramm der Bibel 258

Theo Paul

Nähe und Distanz

Zeichen der Zeit 259

Hans Waldenfels SJ

Benedikt XVI.

Ein Leben 261

Bruno Schrage

Mitarbeitendenpastoral

Eine Situationsanalyse zwischen Bedarfswechsel und fehlender Theoriebildung 265

Gerhard Gäde

Sonntagspflicht?

Theologische Überlegungen zu einem scheinbar veralteten Kirchengebot 273

Engelbert Groß

Eine Corona für die Zärtlichkeit 278

Markus Roentgen

Von geistlicher Zivilcourage – Nikolaus Groß 279

Herbert Schneider OFM

Lebensweise in Freude, Frieden, Vergebung 284

Rezensionen

Christian Schramm: Bibellesen leicht gemacht

Andreas Odenthal: Rituelle Erfahrung 286



Liebe Leserinnen und Leser,

wie immer die Dinge sich weiterhin entwickeln mögen, die Zeit ist gekommen, auf die ersten Monate eines Lebens mit Corona in Deutschland reflektierend zurückzublicken. Immerhin währt diese Zeit schon 6 Monate und ist an niemandem, ganz besonders auch nicht an der Kirche spurlos vorübergegangen.

Der in diesem Monat nach dreiundzwanzigjähriger Dienstzeit sein Amt aufgebende Osnabrücker **Generalvikar Theo Paul** wählt als Reflexionsfolie den Begriff der Distanz sowie die eine ganz neue Aktualität erhaltenden Äußerungen der französischen Gottsucherin Simone Weil (1909 – 1943) in ihrem 1988 auf Deutsch erschienen Werk „Entscheidung zur Distanz. Fragen an die Kirche“.

Gerade neu erschienen ist Peter Seewalds Biographie zu Papst Benedikt XVI.: „Ein Leben“. Das Pastoralblatt hat das seltene Glück, eine Auseinandersetzung mit diesem Werk durch den Nach-Nachfolger Joseph Ratzingers auf dem Bonner Lehrstuhl für Fundamentaltheologie abdrucken zu können, **Prof. em. Dr. Dr. Dr. h.c. Hans Waldenfels SJ**, der einerseits um die Ausblendungen Seewalds weiß, andererseits aber auch ein bis heute mit Benedikt XVI. in Beziehung stehender Theologe ist, dessen „Markenzeichen“ die Kontextualität ist.

Die Mitte dieses Heftes nimmt die Analyse eines im Grunde nicht vorhandenen Feldes der Pastoral ein sowie der auf 17 Thesen zulaufende Entwurf, in welche Richtung eine Konzeption gehen könnte und sollte. Autor des Beitrags zur Mitarbeitendenpastoral ist **Dipl.-Theol. Bruno Schrage**, Referent für Caritaspastoral und Grundsatzfragen bei DCV für das Erzbistum Köln e. V.

Die nächsten beiden Artikel beleuchten noch einmal in sehr unterschiedlicher Weise die Pandemie und ihre Folgen. Das erzwungene Aussetzen des Gottesdienstbesuchs lässt ganz neu die nach wie vor gebotene Sonntagspflicht virulent werden. Über den sinnvollen Kern des Kirchengebots denkt **Prof. Dr. Gerhard Gäde** nach, apl. Professor für Dogmatik an der Universität München, der seit diesem Jahr aber hauptsächlich als Pastor in der Osnabrücker Pfarrei St. Johann und damit in seinem Heimatbistum wirkt.

Eine lyrisch, nämlich von Paul Celans Gedicht „Corona“ inspirierte Betrachtung zum Thema hat **Prof. em. Dr. Engelbert Groß** verfasst, Lehrstuhlinhaber des Lehrstuhls für Didaktik der Religionslehre, für Katechetik und Religionspädagogik der Theologischen Fakultät an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt. Als Priester stammt er aus dem Bistum Aachen.

Vor 75 Jahren wurde der katholische Gewerkschafter und Widerstandskämpfer Nikolaus Groß hingerichtet, ein christlicher Bekenner, der ohne seine Familie nicht zu denken ist. Genau in dieser Perspektive widmet **Dipl. theol. Markus Roentgen**, Referent für Spiritualität im Generalvikariat Aachen, eine packende Vergegenwärtigung und lässt dabei auch besonders Nikolaus' Sohn Alexander zu Wort kommen.

Den Schluss dieser Pastoralblattausgabe bildet eine geistliche Betrachtung zur christlichen Existenz, die aus dem Auferstehungsglauben lebt und „auferstehungswirksam“ ist. Verfasst wurde sie von dem lange Zeit in Neviges wirkenden Franziskaner Pater **Dr. Herbert Schneider OFM**, der zurzeit in Mönchengladbach lebt.

Ein gutes Hineinkommen in die Nach-Urlaubszeit wünscht Ihnen von Herzen

Ihr

Gunther Fleischer

Impuls

Petra Dierkes

Exodus

Das Startprogramm der Bibel

Krisen beschleunigen. Wirken wie ein Katalysator. Die weltweite Corona-Krise bestätigt das erneut. War unser Gesundheitssystem gut aufgestellt? Wo sollten wir demnächst vielleicht doch besser vorbereitet sein? Aber nicht nur das Gesundheitssystem steht seit Corona auf dem Prüfstand. Zahlreiche Problemfelder von Kirche und Gesellschaft finden sich plötzlich wie unter einem Brennglas wieder. Ist die Kirche für die Gesellschaft noch relevant? Relevant, wenn selbst Christen ihrer Kirche immer mehr den Rücken zudrehen? Ja, die Kirche war schon vor Corona in schwerem Fahrwasser, plötzlich aber zeigen sich viele der Herausforderungen, die sich Kirche zu stellen hat, viel deutlicher und zudem drängender.

Aber in jeder Krise zeigen sich auch neue Möglichkeiten. Chancen tun sich auf – neue Wege werden mutig beschritten. Zum Beispiel unser Verkehrssystem. Jahrelang gab es beim Flugverkehr nur eine steile Entwicklungskurve nach oben. Immer mehr Fluggäste – höher, schneller, weiter. Umweltbelastung? Dass war was für Greta, die eigens mit dem Schiff nach Amerika segelte. Oder Papst Franziskus, der sich in seiner vielbeachteten Umweltenzyklika *Laudatio Si'* leidenschaftlich und sachkundig für eine bessere Welt einsetzt. Ja – man fand das sympathisch und auch irgendwie richtig und wichtig. Zur dringend notwendigen Verhaltensänderung aber führte das nicht. Dann kam das Virus. Plötzlich blieben alle Kreuzfahrtschiffe, deren Schornsteine jahrelang die tiefblaue Luft dunkel färbten, an Land. Flugzeuge, deren Kerosinabgase viel tausendtonnenfach die Luft verschmutzen,

blieben am Boden. Ob diese Industriezweige nach Corona jemals wieder ihre alten Umsätze erreichen, weiß niemand zu sagen. Die Fahrradindustrie dagegen erlebt einen absoluten Boom. Auf die angesagten E-Bikes warten die Käuferinnen und Käufer inzwischen monatelang. Seit Jahren empfehlen uns Umweltschützer, für den Weg zum Bäcker, oder für Erledigungen um die Ecke doch besser das Auto stehen zu lassen und auf das Rad umzusteigen – und plötzlich wird dies möglich. In mehreren Städten sollen ganze Fahrspuren für die Autos gesperrt werden – Fahrradfahrer haben dann uneingeschränkt Vorfahrt. Ich bin positiv überrascht, wie schnell plötzlich vieles geht, was doch lange als unmöglich galt.

Diese Beispiele machen deutlich: Wenn wir wollen, können wir vieles verändern. „Wie nie zuvor in der Geschichte der Menschheit fordert uns unser gemeinsames Schicksal dazu auf, einen neuen Anfang zu wagen ...!“ schreibt der Papst (LS 207) Dieser Neuanfang aber ist nicht nur nötig, sondern – wie uns die Erfahrungen der letzten Monate zeigen – auch möglich. Worauf warten wir Christen? Der Exodus ist doch seit Jahrtausenden das erfolgreich erprobte Startprogramm der Bibel. Und wohin geht es dann, wohin sollen wir mit Gottes Hilfe aufbrechen?

Papst Franziskus bringt es auf den Punkt und betet in seinem „Christlichen Gebet mit der Schöpfung“, dem abschließenden Text der Enzyklika *„Laudato Si'“*: „(...) Gott der Liebe, zeige uns unseren Platz in dieser Welt als Werkzeuge deiner Liebe zu allen Wesen dieser Erde, denn keines von ihnen wird von dir vergessen. Erleuchte, die Macht und Reichtum besitzen, damit sie sich hüten vor der Sünde der Gleichgültigkeit, das Gemeinwohl lieben, die Schwachen fördern und für diese Welt sorgen, die wir bewohnen. Die Armen und die Erde flehen, Herr, ergreife uns mit deiner Macht und deinem Licht, um alles Leben zu schützen, um eine bessere Zukunft vorzubereiten, damit dein Reich komme, das Reich der Gerechtigkeit, des Friedens, der Liebe und der Schönheit. Gelobt seist du. Amen.“

Nähe und Distanz

Zeichen der Zeit

Distanz als Ausdruck der Nächstenliebe? Corona lässt uns neu und unerwartet über Nähe und Distanz in unserem Leben nachdenken. Ja, es gibt eine das Leben schützende Distanz.

Eine starke Strömung der Distanzierung drohen wir in all den Anti-Corona-Maßnahmen aus dem Blick zu verlieren: die Distanzierung der Menschen von der Kirche, besonders in den vergangenen Jahren. Nicht wenige Verantwortliche im kirchlichen Alltag erwecken den Eindruck, als sei ihnen die Coronakrise eine willkommene Ablenkung von den unangenehmen Fragen nach den Ursachen dieser Distanzierung und den möglichen Konsequenzen für die Kirche.

Hier wie überhaupt in der Begegnung mit der Wirklichkeit gibt es, zugespitzt gesagt, zwei unversöhnlich gegenüberstehende Konstellationen in der Kirche. Diese strategischen Grundoptionen lassen sich mit P. Medard Kehl SJ so beschreiben:

Die erste Option: Wir sind als Kirche dann ein Segen, wenn wir ganz eindeutig in kritischem Kontrast zur modernen Kultur stehen, was in vielen Bereichen auch einen institutionellen Sonderweg verlangt. Allein ein klarer ideeller und struktureller Kontrast garantiert die christliche Identität und öffentliche Relevanz, indem sie provoziert und als überzeugendes Grundmodell auch fasziniert, besonders solche Menschen, die aufgrund der Ambivalenzen unserer Kultur mehr und mehr zu einer modernitätskritischen Haltung gelangen.

Die andere Option besagt: Die Kirche ist dann ein Segen für die Kultur der Neuzeit, wenn

wir uns in einem „kritischen Kompromiss“ auf die kulturelle Realität unserer Zeit einlassen, wenn wir uns einmischen und im Spiel der gesellschaftlichen Kräfte mitmischen.

Zwischen diesen beiden Optionen geht es in der Kirche hin und her. Auch die Aufarbeitung des Missbrauchsskandals und die Mitarbeit im Synodalen Weg machen das deutlich. Seite 1 sagt: Der Missbrauch in der Kirche ist menschliches Versagen, falsche Umsetzung der kirchlichen Lehre. Die Lehre ist nach wie vor richtig in der überkommenen Ausprägung. Sie braucht keine Interpretation in die Zeit hinein und keine Prüfung in der Ausgestaltung. Die andere Option sagt: Die Lehre der Kirche wird nur relevant bleiben, wenn sie die neuen Erkenntnisse ernstnimmt und in das pastorale Handeln integriert. In der Aufarbeitung des Missbrauchs ist die Kirche auf Kritik und Hilfe von außen angewiesen. Ohne Korrekturen und Veränderungen etwa in der Sexualethik, in Fragen der Partizipation, in Geschlechterfragen, im Bereich der sozialen Rollen des Personals wird es keine glaubwürdige Aufarbeitung der Krisen geben.

Viele Verantwortliche und Gruppen, die sich der ersten Option verschrieben haben, formulieren auf der einen Seite eine Distanzierung der säkularen Gesellschaft und dem Staat gegenüber, zugleich aber nutzen sie in der Durchsetzung ihrer religiösen Vollzüge im Kontext der Coronakrise (Religionsfreiheit, Gottesdienstangebote) die Errungenschaften der liberalen Gesellschaft. Warum können wir bei der Coronapandemie nicht mehr Geduld aufbringen? Was soll ein Wetteifern um den frühesten Start mit öffentlichen Gottesdiensten? Ist es nicht eine lohnende Aufgabe, in Ruhe die neuen Angebote, die die Coronazeit hervorbringt, auszuwerten und anzuschauen auf ihre Zukunftstauglichkeit?

Gerade junge Erwachsene haben mit Digitalangeboten viele neue gottesdienstliche Möglichkeiten geschaffen, die uns auch auf längere Sicht eine Hilfe sein können,

besonders für Zielgruppen, die wir in unseren normalen gottesdienstlichen Angeboten nicht erreichen. In der Leere der vergangenen Wochen sind interessante und zukunftsweisende Ausdrucksformen unseres Glaubens zu entdecken.

In der Haltung einer „kritischen Zeitgenossenschaft“ ist die Kirche in Deutschland dankbar für die Korrektur und Hilfe, die ihr in der Aufarbeitung des Missbrauchskandals entgegengebracht werden. Sie zeigt sich als lernende, nicht nur als lehrende Kirche. Sie ist dankbar für die Vielfalt, die Pluralität in unserer Gesellschaft. Auch in der Bearbeitung der Coronakrise stellt sie zuerst keine Forderung, sondern bietet ihrerseits Hilfen und Stützen an. In dieser „kritischen Zeitgenossenschaft“ entdeckt sie auch viele neue pastorale Möglichkeiten: zum Beispiel Pfarreien als soziale Netzagenturen; die positiven Erwartungen an persönliche Seelsorge; den Wunsch, gerade jetzt Gottesdienste zu feiern. Hier sind Impulse geschenkt, die wir nicht verlieren dürfen.

In der Konfrontation mit der Missbrauchsaufarbeitung und der Coronapandemie wird mir deutlich, wie notwendig für die Kirche in unserem Land die Option des kritischen Kompromisses ist. Hier gibt es einen Raum für die Bearbeitung von Versagen, Skandalen und Niederlagen. Die Kirche ist nicht nur die Kirche der Heiligen, sondern auch die Kirche der Sünder. Für die Kirche der Gegenwart und der Zukunft ist es dringend erforderlich, die verschiedenen Distanzierungserfahrungen der Menschen ernst zu nehmen. Es ist ein großer Unterschied, in Distanz zur Kirche zu sein aufgrund von Missbrauchserfahrungen oder wegen der Coronapandemie. Mit der Distanz differenziert umzugehen in Achtung der Lebensgeschichte des einzelnen Menschen, dazu sind wir als Christen und Kirche herausgerufen.

In den vergangenen Wochen ist mir dabei die Lebens- und Glaubensgeschichte von Simone Weil in Erinnerung gekommen. Ein Buch von ihr hat für mich in der augenblicklichen Situation eine besondere Bedeu-

tung. „Entscheidung zur Distanz. Fragen an die Kirche“ (München 1988), lautet der Titel.

Simone Weil war eine Gottsucherin, die sich mit ihrer ganzen Existenz den Armen und Schwachen verschrieben hatte. Sie starb mit 34 Jahren. Manche Fragen, die Simone Weil aufgeworfen hat, sind durch das II. Vatikanische Konzil beantwortet worden. Andere Fragen haben eine große Aktualität. Sie verstand sich als eine Christin außerhalb der Kirche. Dieses Selbstverständnis hatte in den 1930er Jahren eine Brisanz, die wir uns kaum vorstellen können. In einem Brief schreibt Sie:

„Dies alles ist für mich weit entfernt davon, ein Spiel zu sein. Seit meiner Kindheit fühle ich mich zu dem katholischen Glauben hingezogen. Ich denke an diese Dinge seit Jahren, mit der ganzen Intensität der Liebe und Aufmerksamkeit, die mir vergönnt ist; einer zu meinem Unglück beklagenswert schwachen Intensität, meiner Unvollkommenheit wegen, die aber, wie mir scheint, dennoch im Wachsen begriffen ist. Je mehr sie jedoch wächst, desto stärker werden auch die Gedanken, die mich von der Kirche fernhalten. (Freilich nehmen die Gedanken, die mich mit ihr verbinden, dabei ebenfalls zu.)

Demnach habe ich, scheint mir, nur eine sehr schwache oder ganz und gar nichtige Hoffnung, jemals an den Sakramenten teilnehmen zu dürfen, es sei denn, die Kirche änderte die Bedingungen, unter denen sie sie gewährt. Ich hoffe inständig, dass sie dies eines Tages tun wird, denn ich glaube, dass es dabei für sie um Leben und Tod geht; aber ich rechne nicht damit, dass dies sich noch zu meinen Lebzeiten ereignen wird ...“

Beim Betrachten der Gründe für die Distanz stelle ich fest: Es gibt bleibende Distanzierungsgründe und es kommen neue dazu. Manche Probleme, die Simone Weil quälten, sehen wir heute entspannter, etwa die Frage, ob es außerhalb der Kirche Heil gibt. Nach dem II. Vatikanischen Konzils können wir uns als einladende Kirche ver-

stehen, die den Suchenden in Freiheit seine Schritte gehen lässt. Andere Fragen sind bei Simone Weil nicht im Blick, die aber heute von Suchenden thematisiert werden etwa im Verständnis von Sexualität und im Umgang mit Scheitern.

In jeder Zeit stellt sich in unterschiedlichen Kontexten die Frage: „Was ist Wahrheit?“. Das fragt auch Pilatus den gefesselten Jesus (Joh 18,38). Diese Frage verlangt uns in den verschiedenen Situationen unterschiedliche Antworten ab. Dazu Simone Weil:

„Christus selber, der die Wahrheit selbst ist, würde, wenn er vor einer Versammlung, etwa einem Konzil, spräche, nicht die gleiche Sprache führen, deren er sich im vertraulichen Gespräch mit seinem liebsten Freunde bediente, und gewiss könnte man durch die Gegenüberstellung von Aussprüchen ihn mit dem Anschein der Wahrheit des Widerspruchs und der Lüge zeihen. Denn infolge eines jener Naturgesetze, die Gott selber achtet, weil er sie in alle Ewigkeit will, gibt es zwei völlig verschiedene Sprachen, obgleich sie sich aus den nämlichen Worten zusammensetzen: die Kollektivsprache und die Einzelsprache. Der Tröster, den Christus uns sendet, der Geist der Wahrheit, spricht je nach Gelegenheit bald die eine, bald die andere Sprache, und nach der Notwendigkeit der Natur findet keine Übereinstimmung statt.“

Um dieser Einsicht Raum zu geben für den Heiligen Geist, ist es sinnvoll, nicht alles mit funktionalen Regelungen und Debatten zu ersticken. Ein Erkennungszeichen des Geistes ist doch, dass er gerade dort weht, wo wir nicht mit ihm rechnen. Junge Studentinnen und Studenten können aufgrund der Coronakrise die geplanten Ostertage in einem Bildungshaus nicht haben. Trotzdem möchten sie Ostern gemeinsam feiern. Sie organisieren per Internet Gottesdienste, die eine Gruppe vorbereitet. Über 200 Personen feiern als „Hauskirche“, auf ganz Deutschland verteilt, Ostern. Was für ein österliches, was für ein pfingstliches Zeichen!

Hans Waldenfels SJ

Benedikt XVI.

Ein Leben

Vermutlich gibt es nicht viele, die die Zeit und die Muße haben, ein voluminöses Buch von über 1000 Seiten vom Anfang bis zum Ende zu lesen. Die Biografie von Peter Seewald, *Benedikt XVI: Ein Leben* (Droemer: München 2020) umfasst mit Anmerkungen und Personenregister 1150 Seiten. Der Journalist Peter Seewald, geboren 1954, hatte nach seinem Wikipedia-Eintrag ein bewegtes Leben. Aufgewachsen in einer katholischen Familie, nahm er sehr früh im Zug der 68-er Bewegung eine kirchenkritische, marxistisch geprägte Haltung ein, die 1973 zum Kirchenaustritt führte. Er war von 1981-87 Redakteur beim *Spiegel*, von 1987-90 Reporter beim *Stern*; von wo er anschließend bis 1993 zur *Süddeutschen Zeitung* wechselte. Sein trotzdem vorhandenes religiöses Interesse brachte es in der Folgezeit, in der er als freier Journalist arbeitete, mit sich, dass er mit Joseph Ratzinger ins Gespräch kam und ihn wiederholt interviewte. Als 1993 *Das Salz der Erde* erschien, trat er auch wieder in die katholische Kirche ein. Joseph Ratzinger, dem späteren Papst, ist er seither mit großer Dankbarkeit verbunden.

Für mich als Nachfolger Joseph Ratzingers auf dem Bonner Lehrstuhl für Fundamentaltheologie war die vollständige Lektüre des Buches von Seewald schon aus Loyalität und Respekt vor dem jetzt emeritierten Papst, dem ich mich in meiner Lehre auch immer stark verbunden gefühlt habe, eine Pflichtlektüre. Im Ansatz entspricht das Werk Seewalds meinem eigenen theologischen Ansatz. Es ist – in meiner Sprache gesagt – kontextuell konzipiert. Das heißt; Der Autor sieht Leben und Wirken Joseph Ratzingers durchweg im Rahmen und vor dem Hintergrund zeitgeschichtlicher Ent-

wicklungen in Gesellschaft, Politik und Kultur und das angesichts der modernen Kommunikation nicht nur in unsrem Land und in Europa, sondern weltweit, global.

In diesem Sinne beschreibt er das Leben des Alt-Papstes in sechs Teilen und 75 Kapiteln: I. Der Junge, II. Der Meisterschüler, III. Konzil, IV. Der Lehrer, V. Rom, VI. Pontifex und einem kurzen Epilog, in dem die unabgeschlossene letzte Lebensphase Benedikts XVI., die inzwischen schon so lange wie das Pontifikat andauert, behandelt wird.

Das Werk beruht in der Beschreibung der Lebensphasen des emeritierten Papstes weitgehend auf den Gesprächen mit ihm selbst und mit Wegbegleitern wie Erzbischof Gänswein und anderen Weggenossen aus den jeweiligen Stadien des Lebens. Viele Zeitgenossen und Lebensgefährten sind freilich inzwischen gestorben. Das zeigt sich, wenn man auf die starke Gruppe derer achtet, die mit Joseph Ratzinger in der Zeit von Gottlieb Söhngen (1892-1971) und Michael Schmaus (1897-1993) in München promovierten. Dazu gehörte der damalige Sekretär von Kardinal Frings Hubert Luthe, der spätere Bischof von Essen (1927-2014). Bei Schmaus bereiteten sich zu der Zeit die ersten Frauen auf die Promotion vor, Elisabeth Gössmann (1928-2019), die erste wirklich bedeutende Vertreterin der katholischen theologischen Frauenforschung, die Seewald leider nicht erwähnt, dann die umstrittene Uta Ranke-Heinemann (nicht einfach Heinemann). Esther Betz, seit 1956 Mitherausgeberin der *Düsseldorfer Rheinischen Post*, gehörte streng genommen nicht zu diesem Kreis, lebte aber damals in München. Ich habe sie 1965 in der Schlussphase des 2. Vatikanischen Konzils in Rom kennen gelernt. Seewald zitiert sie wiederholt als „Freundin“ des Alt-Papstes, wobei die langjährige Tätigkeit für Kardinal Karl Lehmann, der ja auch schon tot ist, zwar noch Erwähnung findet, aber dann völlig ausgeblendet bleibt.

Seewald unterlässt es leider völlig, der Frage nachzugehen, wie die Nachfolger auf den Lehrstühlen in Bonn und Münster, in Tübingen und Regensburg mit den

Impulsen der Ratzingerschen Theologie umgegangen sind bzw. umgehen. Peinlich ist, dass Wolfgang Beinert keine Erwähnung findet, der in Pentling, dem letzten deutschen Wohnort Benedikts XVI. lebt und dort als Seelsorger tätig ist. Bei seinem 60-jährigen Priesterjubiläum am 15.10.2019 bezeichnete ihn die 1. Bürgermeisterin des Ortes als „Bindeglied zum Ehrenbürger, dem ehemaligen Papst Benedikt XVI.“. Beinert selbst, von 1978-96 Ordinarius für Dogmatik und Dogmengeschichte in Regensburg, ist für seine Tätigkeit in Pentling mit der Pentlinger Ehrenmedaille ausgezeichnet worden.

Was für die nachfolgenden Lehrstuhlinhaber gilt, lässt sich auf die Nachfolger auf dem Münchener Bischofsstuhl übertragen. Warum sind nicht die beiden Münchener Kardinäle Friedrich Wetter und Reinhard Marx von Seewald direkt angesprochen worden? Sie hätten sicher Wichtiges zu diesem Werk beitragen können.

Schaut man sich die Anmerkungen an, fällt auf, dass Seewald sich relativ selten auf Primärquellen bezieht, dafür umso häufiger auf Sekundär- und Tertiärliteratur. Dabei spielen Pressemitteilungen eine auffallende Rolle. Ist *Spiegel-online* wirklich die passende Quelle, wenn man sich über den im Mittelalter zurückgetretenen Cölestin V. informieren will (s. S. 1022f. mit Anm. 8). Die inzwischen erschienenen Bände der *Gesammelten Schriften* Benedikts XVI. fallen aus, Auch die wichtigen Kommentarwerke zum 2. Vatikanischen Konzil von Giuseppe Alberigo, Karl Rahner/Herbert Vorgrimler und Peter Hünermann/Bernd Jochen Hilberath werden weder erwähnt noch konsultiert. Gerade weil Joseph Ratzinger sich als Berater von Kardinal Frings und schließlich als offizieller Berater des Konzils an wesentlichen Stellen des Konzils einbringen konnte, ist es bedauerlich, dass der Blick nur auf die Beiträge Ratzingers gerichtet wird und die großen Linien darüber hinaus, etwa die Entwicklung der Liturgiekonstitution außer Acht bleiben. Gerade die Liturgie und ihre weiteren Entwicklungen gehören ja später

zu den zentralen Punkten, für die sich der emeritierte Papst nachdrücklich eingesetzt hat.

Über die großen Reden und Vorträge, etwa über die vom jungen Professor für Joseph Frings ausgearbeitete vielbeachtete Rede, die der Kardinal kurz vor Beginn des Konzils in Genua gehalten hat, berichtet Seewald ausführlich. Das gilt auch für die Vorlesungen; Vorträge und Veröffentlichungen, die verwunderten, teilweise missverstanden wurden und Protest erzeugten, etwa die Regensburger Vorlesung am 12. September 2006. Darin hatte der Papst den byzantinischen Kaiser Manuel II. Paläologos (1350–1425) zitiert:

„Ohne sich auf Einzelheiten wie die unterschiedliche Behandlung von ‚Schriftbesitzern‘ und ‚Ungläubigen‘ einzulassen, wendet er (der Kaiser) sich in erstaunlich schroffer, uns überraschend schroffer Form ganz einfach mit der zentralen Frage nach dem Verhältnis von Religion und Gewalt überhaupt an seinen Gesprächspartner. Er sagt: ‚Zeig mir doch, was Mohammed Neues gebracht hat, und da wirst du nur Schlechtes und Inhumanes finden wie dies, dass er vorgeschrieben hat, den Glauben, den er predigte, durch das Schwert zu verbreiten‘. Der Kaiser begründet, nachdem er so zugeschlagen hat, dann eingehend, warum Glaubensverbreitung durch Gewalt widersinnig ist. Sie steht im Widerspruch zum Wesen Gottes und zum Wesen der Seele. ‚Gott hat kein Gefallen am Blut‘, sagt er, ‚und nicht vernunftgemäß, nicht syn logō, zu handeln, ist dem Wesen Gottes zuwider‘. Der Glaube ist Frucht der Seele, nicht des Körpers. Wer also jemanden zum Glauben führen will, braucht die Fähigkeit zur guten Rede und ein rechtes Denken, nicht aber Gewalt und Drohung. Um eine vernünftige Seele zu überzeugen, braucht man nicht seinen Arm, nicht Schlagwerkzeuge noch sonst eines der Mittel, durch die man jemanden mit dem Tod bedrohen kann.“

Mir selbst teilte kurz nach dem Ereignis ein Teilnehmer, dem der Text vorweg vorgelegen hatte, mit, dass man ahnte, dass die Zitierung des Textes missverstanden würde. Er fügte hinzu, dass er nicht wisse, ob jemand den Mut hatte, den Papst zu warnen. Jedenfalls ist bekannt, dass ein Sturm losbrach, der sich letztlich erst durch das Verhalten Benedikts XVI. bei seinem späteren Türkeibesuch legte. Hier wie auch in anderen Fällen neigt Seewald dazu, Einspruch gegen die Einsprüche zu erheben und Proteste in teilweise harschem Ton zurückzuweisen. Man fragt sich, warum immer wieder jeder Protest barsch zurückgewiesen werden muss in einer Zeit, in der viel von Dialog und Verständigung die Rede ist.

Zweifellos ist, wo viel Licht ist, auch viel Schatten. Dennoch glaube ich nicht, dass es unbedingt im Sinne des emeritierten Papstes sein kann, dass wo immer laute oder leise Kritik laut wird, der Betreffende entweder bloßgestellt oder abgekanzelt werden muss. Immer wieder stößt man in dem Buch leider auch auf abträgliche Bemerkungen und Details, von denen auch Bischöfe und Kardinäle wie Karl Lehmann, Walter Kasper und Josef Clemens nicht ausgenommen sind. Da ich selbst fast zehn Jahre Mitglied der von Karl Lehmann 1989 nach der Veröffentlichung der Kölner Erklärung „Wider die Entmündigung – für eine offene Katholizität“ gegründeten Mainzer Gespräche war, weiß ich, wovon ich spreche. Mitglieder der Gespräche waren außer dem damaligen Vorsitzenden der DBK der für das Hochschulwesen zuständige Bischof und je ein Vertreter der Österreichischen und der Schweizer Bischofskonferenz, der Vorsitzende des Katholischen Fakultätentags (der ich damals war) und die Vorsitzenden der verschiedenen theologischen Fachbereiche. Bei den zweimal jährlich stattfindenden Treffen wurden sehr offen zwischen der Kirchenleitung und der Theologie bestehende Fragen erörtert, und es war das große Verdienst Karl Lehmanns, dass er bemüht war, bestehende Konflikte, auch mit Rom; auszuräumen. Die Treffen

waren ein wichtiger und gelungener Ort der Vertrauensbildung und dauern bis heute, wenn auch am anderen Ort, fort.

Ein schockierendes Ereignis, das den Papst nicht unberührt gelassen haben kann, ist Seewald übrigens nicht aufgefallen. Der Münsteraner Kirchenhistoriker Hubert Wolf, der im vatikanischen Archiv forschen durfte, entdeckte dort eine erschütternde Geschichte in einem römischen Frauenkloster, die er 2013 unter dem Titel *Die Nonnen von San' Ambrogio. Eine wahre Geschichte*: veröffentlichte. Die Werbung fasst die Situation so zusammen.

„Die Akten dieses Inquisitionsprozesses sollten für alle Ewigkeit in den Archiven des Vatikans verschwinden. Um ganz sicher zu gehen, legte man sie an der falschen Stelle ab, ohne zu ahnen, dass sie gerade dadurch über hundert Jahre später der Forschung zugänglich werden und Hubert Wolf sie aufspürt.

Rom, im Juli 1859: Eine Nonne ruft um Hilfe, man will sie vergiften, doch sie kann fliehen. Es kommt zu einem Prozess, in dem die Inquisition Unglaubliches aufdeckt: Im Kloster Sant'Ambrogio werden seit Jahrzehnten Nonnen als Heilige verehrt. Visionen, Dämonenaustreibungen, Segnungen per Zungenkuss, lesbische Initiationsriten und Wunder sind an der Tagesordnung. Zweiflerinnen werden beseitigt. Und hinter alledem steht ein Netzwerk von Jesuiten mit besten Kontakten zum Papst.

Bis heute besitzt der Fall Sant'Ambrogio eine gewaltige Sprengkraft: Einer der Beichtväter, der unter falschem Namen bei den Nonnen übernachtete, entpuppt sich als vatikanischer Spitzentheologe und enger Vertrauter des Papstes, der das Unfehlbarkeitsdogma maßgeblich mitformulierte. Die wahre Geschichte von Sant'Ambrogio ist damit auch ein Kapitel aus der wahren Geschichte des modernen Katholizismus.“

Bei dem Jesuiten handelt es sich um Joseph Kleutgen, alias Guiseppe Peters (1811-

1883), den man den „Vater der Neuscholastik“ nennt und der maßgeblich an der Vorbereitung des 1. Vatikanischen Konzils und auch an der Abfassung des Dogmas der Unfehlbarkeit beteiligt war. Dass dieses Forschungsergebnis, das von nicht zu leugnenden Ereignissen und einer nicht mehr zu tilgenden Schuld berichtet, einen sensiblen Menschen wie den emeritierten Papst Benedikt XVI. unberührt gelassen haben soll, ist für mich nicht nachzuvollziehen.

Persönlich bin ich davon überzeugt, dass die verschiedensten Faktoren körperlich und geistig-seelisch zum Rücktritt Benedikts XVI: geführt haben, die sich auch nicht in noch so vielen Nachfragen eines Autors wie Peter Seewald auflösen lassen. Zur Tragik des Lebens des emeritierten Papstes gehört es, dass ihm die Endphase seines Lebens auch nicht die Ruhe schenkt, die ihm zu gönnen ist und die er verdient hat.

Peter Seewald muss man an Paulus erinnern. Dessen Damaskuserlebnis wird als ein Lichterlebnis beschrieben, das ihn so blendete, dass er zeitweilig sein Augenlicht verlor und erblindete. Auch Seewald ist vom Licht, das vom Leben des Alt-Papstes ausgeht, so geblendet, dass er anderswo kaum noch Licht zu erkennen vermag und dann nur noch die Finsternis erkennt. So bemerkt er nicht, dass auch andere Menschen, Bischöfe, Theologen und Theologinnen im Lichte Gottes stehen und selbst zum Licht in der Welt werden.

Bei aller Größe, die das Leben Joseph Ratzingers aller Widerrede zum Trotz ausstrahlt, endet die Geschichte weder der Kirche noch der Welt mit ihm. Dass der Rückzug in das Kloster Mater Ecclesiae ihm nicht das Schweigen der Kartäuser auferlegt, sollte eigentlich selbstverständlich sein. Und ist es wirklich so schlimm, dass er die Güte hat und seine bedenkenswerten Gedanken zum Judentum auf die Bitte von Kardinal Koch hin publik macht und wiederum auf die Bitten des afrikanischen Kardinals Sara seine Gedanken zum Priestertum vorträgt? Über

all das kann man theologisch disputieren, doch sollte man es mit Anstand tun und ihm nicht den Mund verbieten.

Wichtig erscheint mir allerdings, dass auch seine Umgebung ehrlich mit dem Alt-Papst und mit uns umgeht. Wichtig ist sodann aber auch, dass sein Nachfolger als Papst in seinem Handeln frei bleibt. In seinem letzten Brief an mich schreibt Benedikt XVI.:

„Eine der größten Tröstungen dieser späten Jahre ist für mich die herzliche Freundschaft, die Papst Franziskus mir zuwendet. Dass bestimmte Kreise noch immer Widersprüche zwischen ihm und mir aufbauen wollen, ist zwar nicht ganz verwunderlich, auch wenn die Konstruktionen meist eher lächerlich als überzeugend sind.“

Tatsächlich bleibt die Kirche nicht stehen. Sie bewegt sich in der Zeit, weil wir, die wir uns zum menschengewordenen Herrn bekennen, in der Zeit leben. Bestimmte Änderungen in der Kirche sind notwendig, auch wenn sie im Spannungsfeld von *„Rückwärts blickend vorwärts schauen“* (so der Titel des letzten Bandes meiner *Theologischen Versuche*) geschehen müssen.

Herr der Geschichte aber bleibt GOTT, nicht der Mensch. Die Kirche hat den Auftrag, das bis an die Enden der Erde zu künden und zu leben. Deshalb kann es auch nicht in erster Linie darum gehen, dass das sich ändert, was wir uns in unserem Land ausdenken und für nötig halten, sondern was GOTTES Geist uns zu ändern aufträgt. Der Geist GOTTES aber weht, wo ER will. Das sollten wir einsehen und in der Kraft der Unterscheidung der Geister herauszufinden bemüht sein. Das aber gilt für alle Glieder der Kirche, die Kleinen und die Großen, die, die sich unten fühlen, und die, die oben zu stehen scheinen. Für Joseph Ratzinger war und ist die *Communio* stets ein hohes Gut,- *Communio* mit GOTT; aber dann auch unter allen Menschen. Darin sollten wir ihm mit Dankbarkeit folgen.

Bruno Schrage

Mitarbeitenden- pastoral

Eine Situationsanalyse zwischen Bedarfswandel
und fehlender Theoriebildung

Wandel einer vergessenen Aufgabe

„Vergessene Aufgabe“, so lautete der Artikel des damaligen bischöflichen Beauftragten für Krankenhaus- und Hospizseelsorge Klaus Stock aus dem Jahr 2006 in der Zeitschrift *Altenpflege*.¹ Darin stellt er fest, für die Bewohner der Altenpflegeheime gibt es seelsorgliche Angebote, für die spirituellen Bedürfnisse der Pflegekräfte jedoch interessiert sich kaum jemand. Nun werden viele in der kategoriale Seelsorge tätige Pastoralen Dienste sofort Einspruch erheben. Jedoch geht es im Folgenden nicht um die Frage, ob die Seelsorgenden in den vielfältigen Feldern der Gesundheitsberufe die beruflichen und ehrenamtlichen Mitarbeitenden mit ihren möglichen pastoralen Anliegen wahrnehmen, sondern ob es eine konzeptionell hinterlegte und somit verlässlich abrufbare Mitarbeitendenpastoral seitens des kirchlichen Trägers und der jeweiligen Diözese für kirchlich Angestellte oder ehrenamtlich Tätige gibt!

Wir sprechen hier alleine im Raum der Caritas von jeweils 600.000 beruflichen und ehrenamtlichen Mitarbeitenden und ebenso von den vielen Mitarbeitenden in Rentanturen, katholischen Bildungswerken, kirchlichen Officialaten und Generalvikariaten, katholischen Schulen und Hochschulen, den vielfältigen kirchlichen Interessenvertretungen, Verbänden, usw. Was Klaus Stock 2006 für die Gesundheitsberufe schrieb, bleibt offenbar exemplarisch für weite Teile der katholischen Kirche.

Die Mitarbeitendenseelsorge bleibt eine konzeptionelle Leerstelle.

Mitarbeitendenseelsorge – eine erste Analyse

Im Folgenden wird eine kurze sehr vorläufige semantische Analyse von gerade mal acht im Internet auffindbaren meist sehr kurzen Beschreibungen von Mitarbeitendenseelsorge bei katholischen Trägern angeboten.² Diese wenigen Aufbrüche und Beschreibungen sind Wegbereiterinnen der anstehenden Diskussion, wie sich die Mitarbeitendenpastoral in caritativen Unternehmen, aber auch kirchlichen Verwaltungen, Verbänden, Bildungsinstitutionen und Interessenvertretungen konzeptionell aufstellen sollte. Daher soll im Folgenden von Mitarbeitendenpastoral gesprochen werden, wenn es um eine konzeptionell hinterlegte Seelsorge für Mitarbeitende handelt.³

Dort, wo Mitarbeiterseelsorge angeboten wird, erscheint diese oft in drei Perspektiven: als religiöse Defizitbearbeitung, Ressourcenstärkung sowie konfessionelles Bindungs- bzw. Rekrutierungsinstrument. Im Sinne der Defizitbearbeitung reagiert die Mitarbeiterseelsorge auf die „Anstrengungen des beruflichen Alltags“, „Problembewältigung“, „Konfliktsituationen“, „bearbeitet belastende Erlebnisse“, „dient der Sicherung der christlichen Werte“, „gibt Hilfe gegen Überforderung und Sinnentleerung“, „ermöglicht Erinnerung an den Glaubens- und Sinnzusammenhang in der Arbeit“, „dient der Burn-Out-Prophylaxe“, „führt persönliche Entlastungsgespräche“, usw.⁴ Als Ressourcenstärkung nimmt sie Bezug zur Resilienzförderung durch Religion. Kennzeichnend sind semantische Wortfelder von „bei Kräften bleiben“, „heilsame Unterbrechung“, „Auftanken“, „seelische Nahrung“, „Innehalten“, „Auszeit“, „Oasentag“, „Impulse über den Tag“, „Rekreation“, „Zur Mitte kommend“, usw. Die dritte Perspektive „Bindungs- bzw. Rekrutierungsinstrument“ bezieht sich auf ein berechtigtes Eigeninteresse der Institution Kirche oder caritativer Träger auf religiöses Leben und Selbsterhalt in einer säkularen und religiös pluralen Gesellschaft. Hier geht es um

„Informationen zu kirchlichen Strukturen“, Ritualpraxis, Bibel und Gebet, Sakramentenspendung, Glaubensvertiefung, Glaubenskurse, Klärung des christlichen Selbstverständnisses, gottesdienstliche Feiern im Jahreskreis, usw. Pastoral steht hier in der Spannung zwischen Identifikationsangeboten und Rekrutierungsformaten. Joachim Reber beschreibt dies als Gefahr, wenn die Mitarbeitendenpastoral unter dem Verdacht des Ressentiments von „Spion und Einpeitscher“ sowie „Missionar“ gesehen wird.⁵

Mitunter tritt bei einem erweiterten Verständnis der Mitarbeiterpastoral eine vierte Perspektive hinzu: die religiöse Professionalisierung. Dies meint die berufsbezogene ethisch-kulturell und religionspädagogische Bildung. Es geht um spezifische religiös-fachliche Herausforderungen in den jeweiligen Tätigkeitsfeldern. Hier sind es Begriffe und Themen wie interreligiöses und interkulturelles Wissen in der Beratung oder Pflege, ethische Fragestellung z.B. im Zuge der Möglichkeiten der Molekularmedizin und Medizintechnik, von Personenwürde bei Fixierung oder Haltung zum assistierten Suizid im medizinischen Kontext, aber auch Fragen der Ökonomisierung und Digitalisierung im Bereich des Managements oder von spiritual Care, Begleitung bei Sterben, Tod und Trauer im Pflegekontext, oder zu Zielen der religiösen Elementarerziehung, der Aufbereitung des Kirchenjahres in der frühkindlichen Erziehung usw. ...

Das ungeklärte Selbstverständnis der Mitarbeitendenpastoral

Auffällig ist vor allem in den ersten drei Perspektiven die stark personenbezogene und damit individuelle Semantik. Mitarbeiterseelsorge ist in den wenigen Beschreibungen immer ein Beziehungsgeschehen im Sinne von begleiten, beraten, mitgehen, unterstützen, vertiefen, betreuen, besinnen, begegnen, zuhören, verstehen, stärken, unterstützen, bilden, ... Unausge-

sprochen vermitteln diese Verben oft ein Professionsgefälle, in das sich Mitarbeitende hineinbegeben. Sie werden zu Klienten der Pastoral. Unterstellt wird ein pastoraler Bedarf auf Grund eines persönlichen, beruflichen, religiösen oder kirchlichen Defiziterlebens, das „begleitet, beraten, betreut, usw.“ werden muss.

Möglicherweise steht dahinter noch ein unreflektiertes traditionelles Verständnis von Pastoral als einer vornehmlich rettenden sakramentalen Zuwendung. Die individuelle Heilssorge der Kirche um den einzelnen Gläubigen wird als pastorales Paradigma in den beruflichen wie ehrenamtlichen Lebenskontext der Mitarbeitenden eingebracht. Mitarbeitendenpastoral will dann für das Heil des Einzelnen Sorge tragen – eben seine Seele retten. Die klassischen kirchlichen Allheilmittel sind dabei Sakramentspendung und die Elemente der lectio divina als Lesen des Göttlichen, zuallererst in der Heiligen Schrift aber auch als Erfahrungslesen im eigenen Leben.

Christlich Tätige brauchen mehr als Unterbrechung und Sakramente

Diese Engführung ist nicht den Führungskräften anzulasten, sondern entspricht dem über Jahrzehnte und Jahrhunderte propagierten Primat der sonntäglichen Messfeier und der Sakramentspendung, sowie -katechese als bevorzugtem Ort der Heilszuwendung Gottes in der katholischen Kirche. Individuelle Seelsorge bezog sich dann doch meist auf die Beichte mit der Feststellung der Bußfertigkeit und dem Nachlass der Sünden. So entsteht das Beichtgespräch als Form des Dialogs zur Lebensdienlichkeit und der lebensperspektivischen Bearbeitung von Schulderfahrungen mit dem Ziel der Versöhnung mit sich selbst und anderen erst in den 70iger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Dazu tritt seit den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts als Reaktion auf die Privatisierung der Religiosität die geistliche Begleitung unter dem Container-

begriff „Spiritualität des Alltags“. Parallel wird Religion nach Johann Baptist Metz mit einer Kurzformel als „Unterbrechung“ gekennzeichnet. Im Ergebnis wird Mitarbeitendenpastoral zur „Unterbrechung“ der beruflichen Tätigkeit und trägt immer schon den kritischen Impetus in sich, den Mitarbeitenden vor den beruflichen Überforderungen schützen zu wollen und vornehmlich für die individuelle Bearbeitung von existenziellen Fragestellungen zuständig zu sein.

Im Ergebnis vollzieht sich Mitarbeitendenseelsorge im Pastoralen Sonderraum der Arbeitsunterbrechung und liturgischen Bespielung! Hier erscheint dann das engagierte ehrenamtliche und berufliche Handeln zum Beispiel in der Caritas weniger als Mitwirken am Reich Gottes, sondern wird als Unterwerfung unter ein ökonomisiertes und so pathologisches System gedeutet, in dem die Pastoral die Mitarbeitenden vor dem Dienstgeber schützen möchte.⁶

Auf der anderen Seite fremdeln Führungskräfte mit einer solchen pastoralen Anmutung. Denn wie wirkt es auf Mitarbeitende, wenn ein strategisch hoch effizientes, durchorganisiertes, professionell am Markt agierendes caritatives Unternehmen im Sozial- und Gesundheitswesen, das eben diese Mitarbeitenden im Sinne der Personal- und Unternehmensentwicklung fördert, die Botschaft sendet: „Wir sind besorgt um ihre Seele – nutzen Sie die Mitarbeitendenseelsorge!“

Vom Mitarbeitenden her denken – religiöse Bedürfnisse erfragen

Es braucht in einer Berufs- und Arbeitswelt einen neuen konzeptionellen Ansatz, was das Ziel und der Auftrag der Pastoral für Mitarbeitende ist. Für den notwendigen Perspektivwechsel müssen die religiösen Bedürfnisse der Mitarbeitenden in der Berufswelt und der jeweiligen Profession mit ihren Herausforderungen im Vordergrund stehen. Dabei wird bisher Prakti-

ziertes nicht überflüssig, aber kritisch zu hinterfragen sein, aus welcher Intention heraus die wenigen Angebote entstehen und gestaltet werden. Verantwortliche der bischöflichen Pastoralabteilungen und Führungsverantwortliche sowie Stabsstellen bei caritativen Trägern haben zu klären, wer die Mitarbeiterseelsorge in caritativen Unternehmen beauftragt, mit welchem Ziel, mit welcher Profession, auf welche Bedarfe von Mitarbeitenden und seitens der Organisation diese reagiert und wie ihre Wirksamkeit, Qualität sowie eine nachhaltige Entwicklung gesichert wird. Der klassische Verweis auf die Gemeinde als Ort der religiösen Beheimatung verbietet sich, da sie die spezifischen und differenzierten Fragestellungen von beruflichen oder ehrenamtlichen Herausforderungen in einem professionellen Dienstleistungsbereich nicht bearbeiten kann und sich mit ihrem Angebotsportfolio eher im Freizeitkontext bewegt. Mitarbeitendenseelsorge ist zunächst als ein spezifisches Angebot im Erfahrungskontext beruflicher bzw. ehrenamtlicher Tätigkeit zu beschreiben, mit dem Ziel, die eigenverantwortliche lebenslange religiöse Lebenssuche zu fördern, den kirchlichen Auftrag reflektiert wahrnehmen zu können, die christliche Unternehmenskultur und die entsprechenden Prozesse solidarisch mitzugestalten und im christlichen Sinne professionell tätig zu sein.

Es braucht also einen Perspektivwechsel!

Ein Perspektivwechsel

Papst Franziskus hat diesen Perspektivwechsel bereits deutlich formuliert. Es gilt zunächst die Situation des Anderen – hier im beruflichen bzw. ehrenamtlichen Kontext – wahrzunehmen. „In einer Zivilisation, die an der Anonymität leidet ... braucht die Kirche den Blick der Nähe, um den anderen anzuschauen, gerührt zu werden und vor ihm Halt zu machen, so oft es nötig ist. In dieser Welt können die geweihten Diener und die übrigen in der Seelsorge Täti-

gen den Wohlgeruch der Nähe und Gegenwart Jesu und seines persönlichen Blicks wahrnehmbar machen. Die Kirche wird ihre Glieder – Priester, Ordensleute und Laien – in diese ‚Kunst der Begleitung‘ einführen müssen, damit alle stets lernen, vor dem heiligen Boden des Anderen sich die Sandalen von den Füßen zu streifen (vgl. Ex 3,5).“⁷ Diese Aussage fordert, vom Anderen her zu denken und so „die persönliche Begleitung der Wachstumsprozesse“ zu ermöglichen. Es ist ein diakonisch-pastoraler Ansatz, der die Seelsorge neu justiert und zu einem Mentalitäts- und Haltungswechsel einlädt. Das Heil wird nicht einfach gebracht. Es ist anwesend, wo ich vor „dem heiligen Boden des Anderen“ stehe.⁸

Damit ist der Maßstab für die Arbeit wie für die Mitarbeitendepastoral gesetzt. Sie lebt aus dem „Bewußtsein von der menschlichen Arbeit als einer Teilnahme am Wirken Gottes“ und erschließt die Arbeit als Ort der Glaubensbegegnung und Verwirklichung einer Zivilisation der Liebe. Berufliche wie ehrenamtliche Tätigkeiten sind insbesondere im diakonischen Kontext von Mt 25,40 immer auch ein glaubensgenerativer Ort. D.h., der Glaube tritt nicht erst zur Arbeit hinzu, wie dies oft im verkürzten Sinne eines benediktinischen *Ora et labora* dargestellt wird. Arbeit und Glaube sind vielmehr inklusiv zu denken. Glaube verwirklicht sich in der Tätigkeit und die Tätigkeit ist Ort der Glaubensverwirklichung.

Weiter kann es somit auch keine schlichte Einheitspastoral geben, die z.B. einfach durch die Feier der Messe oder den Verweis auf die Gemeinde meint, schon die beruflichen Wirklichkeiten mit ihrem hohen Grad an Differenzierung abbilden zu können. Differenzierte pastorale Begleitung und spezifische religiöse Fundierung beruflichen und ehrenamtlichen Handelns sind gefordert. Daher sind auch religiöse Fort- und Weiterbildung ein Teil der Mitarbeitendepastoral.⁹ In dem Maße in dem die Prinzipien der katholischen Soziallehre, Personalität, Solidarität und Subsidiarität sowie des Gemeinwohls als Grundlage von Arbeits- und Wertschöpfungsprozessen

sen angelegt werden, entsteht eine kritisch-visionäre und inspirierende Dimension zu gesellschaftspolitischen (Fehl-)Entwicklungen, zu fachlichen und trägerseitigen Prozessen und zu beruflichen Anforderungen und Strukturen. Gefordert ist der Einsatz für bessere gesellschaftliche Rahmenbedingungen, menschliche und gerechte Arbeitsstrukturen, eine am Gemeinwohl orientierte Ökonomie, für ökologisch-nachhaltige Arbeitsprozesse und Produkte, familien- und lebensfreundliche Arbeitsgestaltung usw. Eine qualitativ und konzeptionell hinterlegte Mitarbeitendenpastoral beruhigt nicht, sondern sie beunruhigt das System, stärkt dessen Entwicklung wie die Mitarbeitenden und ermöglicht eine Solidarität Aller inklusive der Kunden sowie weiterer Stakeholder. Mitarbeitendenpastoral erscheint somit nicht reaktiv und auf Entwicklungen reagierend, sondern wird zum innovativen Faktor. Andernfalls wird Mitarbeitendenpastoral reduziert auf die luhmannsche Kontingenzbearbeitung. Das aber beraubt den christlichen Glauben seiner inhärenten gestaltgebenden Motivation zur Veränderung im Sinne der Zivilisation der Liebe.

Somit wird auch der Gefahr Rechnung getragen, die Mitarbeiterseelsorgenden könnten zum „Spion und Einpeitscher“ oder zu „Missionaren“ werden. Denn mit einem diakonischen Ansatz gebietet der Respekt vor dem Nächsten das berufliche Feld nicht für Proselytismus zu instrumentalisieren, sondern ein fachliches Angebot zur Auseinandersetzung mit dem näher zu erläuternden kirchlichen Auftrag in der Tätigkeit zu machen.

Verantwortliche in Kirchenleitung und kirchliche Führungskräfte in den verschiedenen Bereichen der kirchlichen Administration, Bildung, Caritas, in verbandlichen und gemeindlichen Kontexten sind aufgefordert, Konzepte der Mitarbeitendenpastoral zu entwickeln. Künftig geht es um mehr als ein personales Angebot durch eine/n Mitarbeitendenseelsorger/in. Dieses System kommt an sein Ende. Es bedarf eher Stabsstellen für Seelsorge, die neben

der Seelsorge für Klienten, Patienten, Bewohnern, etc. auch verschiedene Formate für Mitarbeitende entsprechend ihren Bedürfnissen organisieren. Dies können dann auch trägerübergreifende Angebote, diözesane Formate für Fachbereiche, gezielte Fort- und Weiterbildungen, usw. sein. Es geht um nicht weniger als die Einlösung des christlichen Anspruchs in den ehrenamtlichen und beruflichen Tätigkeitsfeldern der Kirche.

Kein Angebot ohne Bedarfsanalyse

Die Grundlage einer Mitarbeitendenpastoral ist daher eine grundlegende Analyse, welche religiösen Bedarfe Kolleginnen und Kollegen in ihrem jeweiligen Tätigkeitsfeld haben.

Ein diakonisch begründeter pastoraler Ansatz der Mitarbeitendenseelsorge sieht in der Arbeit einen prägenden Ort, der im Dienst für Andere vielfältige Lebenserfahrungen ermöglicht bzw. auch zumutet. D.h., die Tätigkeit als Erfahrungsort wird zum Auslöser für Lernprozesse im eigenen Leben. So stellen sich z.B. in caritativen Begegnungen, in der Bildung und Beratung aber auch in kirchlichen administrativen Tätigkeiten Sinnfragen. Diese Sinnfragen sind nicht nur „Provokationen des Lebens“, sondern immer auch Anlass zur spirituellen Selbstreflexion und zugleich eine Herausforderung in der fachlichen Tätigkeit. Gerade so ist die Tätigkeit beruflich oder ehrenamtlich ein Begegnungs-, Ereignis- und Lernort des Glaubens. Hier schafft eine Mitarbeitendenpastoral Begleitungs- und Bearbeitungsoptionen. Mitarbeitendenseelsorge fragt nach den „Sorgen und Nöten wie nach den Hoffnungen und Freuden im Arbeitsprozess“, wie es die Betriebsseelsorge im Bistum Würzburg formuliert.

Doch genau hier zeigt sich die eigentliche Leerstelle in der Diskussion. Es gibt bisher keine Erhebung der religiösen Bedarfe von Mitarbeitenden bei kirchlichen Trägern. Ein enormes Defizit, wenn man bedenkt, wie viele Mitarbeitende die katholische Kirche

in Deutschland in ihren vielfältigen Tätigkeitsfeldern hat. Denn hier ist der heilige Boden, vor dem nicht nur die pastoral Tätigen ihre Sandalen von den Füßen streifen dürfen. In der Tätigkeit des Anderen gilt es bereits die Wirklichkeit Gottes zu entdecken. Hier findet der alltägliche Dialog um die Verwirklichung des Reiches Gottes statt. Was hier mit den Worten eines substantziellen Religionsbegriffs ausgesagt wird, der die unverfügbare Anwesenheit Gottes selbst annimmt, bedarf der religiösen Acht-

samkeit und der entsprechenden Fachlichkeit. Denn Religion im funktionalen Sinne vermag als Glaube Halt zu vermitteln, als Orientierung eine ethisches Verständnis zu begründen, als Welterschließung ein religiös kompetentes Verhalten zu ermöglichen, in der Vergemeinschaftung soziale Verhältnisse zu verändern, sowie eine Sicherheit durch eine Selbst- und Weltreflexion und vermittels einer Ritualpraxis Dank, Hoffnung und Sehnsucht einen Ausdruck zu verleihen.¹⁰

Merkmal	Leistung	Ergebnis (kann auch negativ ausfallen!)
Glaube	spirituelle Reflexion	Halt, Identität, Identifikation, Motivation
Orientierung	ethische Entschiedenheit	Haltung, Werteverständnis, Ethos
Welterschließung	religiöse Fachlichkeit	Verhalten, kompetentes Handeln
Vergemeinschaftung	Beziehungsaufbau	Gestaltung der Verhältnisse, Verständnis, Versöhnung
Sicherheit	Selbst- und Weltreflexion	Beistand, Stabilität als Trost, Hoffnung,
Ausdrucksformen	Ritualpraxis	Praktiken zum Ausdruck von Dank, Erwartungen, Hoffnungen und Sehnsüchten

© B.Schrage

Was also leistet Religion im funktionalen Sinne? Die obige Tabelle erweitert die Merkmale um die spezifische Leistung und mögliche Ergebnisqualitäten:¹¹

Auf dieser Basis wären die religiösen Bedarfe von Mitarbeitenden systematisch zu erheben, um dann ein adressatengerechtes Angebot der Mitarbeitendenpastoral zu entwickeln.¹²

Für eine systematische Erfassung der religiösen Bedürfnisse könnte die Neuausrichtung der Seelsorge im Zuge von spiritual Care und palliativ Care Pate stehen. Danach sollte sich eine ganzheitliche Seelsorge als personales Angebot interdisziplinär an vier Bereichen orientieren: der *sozialen, somatischen, psychischen* und *spirituellen* Dimension, die dann um *systemische Aspekte der spezifischen Tätigkeit* als fünfte Dimension zu erweitern ist.

Weiter bedarf es einer Klärung der Ebenen, auf denen von Mitarbeitendenpastoral gesprochen wird. Auf der *Mikroebene* ist die Person des Mitarbeitenden mit der individuellen Spiritualität die Bezugsgröße. Aufgabe ist hier die Förderung einer christlichen Spiritualität und die Reflexion der spezifischen Tätigkeit im Sinne des Evangeliums. Auf der *Mesoebene* ist die Einrichtung bzw. die Dienststelle im Fokus mit der Frage nach dem kirchlichen Auftrag, der Identifikation mit dem beruflichen Handeln, der gemeinschaftlichen Verwirklichung und der gelebten christlichen Einrichtungskultur. Auf der *Makroebene* steht nun der kirchliche Träger im Mittelpunkt mit seinen christlichen Leitvorstellungen, strategischen Perspektiven und Prozessen sowie dem christlichen Auftrag

in der Gesellschaft. Hier sind die pastoralen Konzepte anzusiedeln, zu denen dann ein Konzept der Mitarbeitendenpastoral zählt.

Diakonisch – nicht unkritisch!

Auf Basis bisheriger Beratung zeigen sich 17 thesenartig zusammengestellte Aspekte einer künftigen Mitarbeitendenpastoral. Jeder kirchliche Träger wird künftig mit seinen Mitarbeitenden überlegen und konzeptionell hinterlegen, welche der möglichen Aspekte für den Auftrag der Einrichtung bzw. des Dienstes und für die Mitarbeitenden von Bedeutung sind.

Mitarbeitendenpastoral ...

1. ermöglicht, das eigene fachliche Handeln als ein sinnstiftendes, diakonisches und so den christlichen Glauben realisierendes Handeln zu entdecken (*religiöse Identität: Person, Profession und Glaube*);
2. unterstützt, den privatisierten Charakter der Religiosität auf ein diakonisch orientiertes Berufsverständnis hin kommunikativ aufzubrechen (Dörte Gebhard) (*religiöse Sprachfähigkeit*);
3. vermittelt Sicherheit in der Begleitung und im Umgang mit religiösen und spirituellen Bedürfnissen von Klienten durch (inter)religiöses Wissen und methodische Anleitung (*religiöse Achtsamkeit und Kompetenzerwerb*);
4. achtet auf die kontinuierliche und systematische Erhebung der spirituellen und religiösen Bedürfnisse der Mitarbeitenden und Entwicklung bedarfsgerechter Formate gewünschter religiöser und spiritueller Begleitung und Bildung (*religiöse Fortbildung und Begleitung*);
5. bietet ein verbindliches seelsorgliches Angebot des Trägers zur spirituellen Reflexion des eigenen Handelns, der ei-

genen Lebens- und Berufssituation, zu herausfordernden Ereignissen und Erlebnissen (*seelsorgliche Begleitung*);

6. entwickelt und fördert individuelle und fachlich-kollegiale Angebote zur Auseinandersetzung und Identifikation mit dem kirchlichen Auftrag und christlichen Selbstverständnis des Trägers (*Formate zur Identifikation mit dem Glauben und dem Trägerauftrag*);
7. stiftet, gestaltet und fördert Räume, Gelegenheiten und Formate zur Stärkung, Erhaltung und Weiterentwicklung der individuellen und gemeinschaftlichen Motivation und Solidarität einer im realisierten Liebesdienst geeinten Dienstgemeinde (*Förderung der christlichen Dienstgemeinschaft*);
8. unterstützt den lebenslangen Bildungsprozess im Glauben, der sich dialogisch aus beruflichen und persönlichen Erfahrungen in der Zwiesprache mit dem Heiligen entwickelt und sich durch Anreicherung aus Erkenntnissen der biblischen und kirchlichen Tradition sowie der spirituellen Reflexion weiter entfaltet (*Lebensbegleitung und Selbstsorge*);
9. gibt Mitarbeitenden im Rahmen der Verschwiegenheit einen Schutzraum der Intimität, des Gesprächs und ggfls. der Erstberatung bei Sucht, Mobbing, sexuellen Übergriffen, Gewalt, Konflikten am Arbeitsplatz, Krankheit, schicksalhaften Situationen, Burnout, ... (*Krisenintervention*);
10. fördert eine Kultur des Respekts und des ökumenischen sowie interreligiösen Zusammenlebens der Mitarbeitenden verschiedener Kulturen, Ethnien, Konfessionen und Religionen (*Ökumene und Interkulturalität*);
11. ermöglicht Erfahrungsräume und stärkt das Erleben der kirchlichen Gemeinschaft über die Einrichtungs- und Träge-

- rebene hinaus z.B. durch gemeindliche, diözesane und weltkirchliche Kooperationen (*Kirchliche Communio-Qualität*);
12. bietet Begegnung, Erfahrungsräume zur (Neu-)Belebung, und (Wieder-)Entdeckung von Glaubensinhalten und der Gemeinschaft im Glauben an (*evangelisierende Qualität*):
- ermöglicht die Auseinandersetzung mit der biblischen Botschaft und christlichen Überzeugungen;
 - eröffnet den Zugang zum Gebet, Meditation, gottesdienstlichen Feiern und den Sakramenten;
 - bereitet auf den Empfang von Initiations sakramenten vor oder begleitet den Wiedereintritt in die katholische Kirche;
 - gibt Informationen zu kirchlichen Strukturen und Angeboten;
13. fördert und stärkt ein gemeinsames Verständnis vom kirchlich-diakonischen Auftrag und die Notwendigkeit, die eigene Profession in die interdisziplinäre Zusammenarbeit und Vernetzung aller Fachbereiche und Hierarchieebenen zur Verwirklichung des Heilungsauftrags zum Wohl der Menschen in Not und Krankheit einzubringen (*Interdisziplinäre Fachlichkeit*);
14. bringt sich ein, fördert und moderiert Formate des ethischen Diskurses, der ethischen Bildung im beruflichen Handeln und schafft Gelegenheiten zur reflektierten Identifikation mit den christlichen Werten (*ethische Orientierung*);
15. fördert die Veränderungsbereitschaft zur Verwirklichung christlicher Ideale und begleitet die selbstkritische Reflexion der Mitarbeitende und des Managements aus der Perspektive des
- Anspruchs des Evangeliums und der katholischen Soziallehre mit Blick auf die gesellschaftspolitischen Entwicklungen, fachlichen Konzepte oder trägerseitigen Strategien, Haltungen und Strukturen und in der Reflektion von beruflichen Anforderungen und Entwicklungen (*inspirierend-kritische Dimension*);
16. bietet allen Mitarbeitenden die Feier von Gottesdiensten, Ritualen der Zuwendung und des Segens an, die Auseinandersetzung mit dem Hoffnungspotenzial der biblischen Schriften und den katholischen Mitarbeitenden die Feier der Sakramente (*liturgisch-sakramentale Dimension*);
17. fördert und stärkt eine lebendige und lebensbejahende solidarische christliche Unternehmenskultur und ein positives offenes Klima zum Dialog über Glaubensfragen zur Ermöglichung einer reflektierten Identifikation mit den Werten und Zielen des katholischen Trägers (*christliche Unternehmenskultur und reflektierte Identifikation mit dem kirchlichen Träger*).

Anmerkungen:

- 1 Klaus Stock, Vergessene Aufgabe: ZS Altenpflege 12 (2006), S.29-31.
- 2 Die Internetrecherche wurde im Juni 2020 durchgeführt. Daneben wurde in einschlägigen Facharbeitskreisen und Gesprächen mit zwei Pastoraltheologen einvernehmlich festgestellt, dass es keine hohe konzeptionelle Aufmerksamkeit für dieses Thema gibt.
- 3 „Seelsorgekonzepte (von lateinisch concipere = „erfassen“) beschreiben grundlegende Vorstellungen, benennen die Eckpunkte zum Auftrag, dem Leistungsumfang, der Qualität des Angebots, die interdisziplinäre Vernetzung und die Verantwortlichkeiten der zu beteiligenden Personen“: Bruno Schrage, Seelsorge auch eine Frage des Konzepts, in: ders. u. Peter Bromkamp, Altenheimseelsorge:

mehr als eine schöne Kapelle. Kvelaer 2014, S. 208.

- 4 Auf eine Benennung der einzelnen Internetseiten wird verzichtet, da sie auf eine individuelle Situation vor Ort bezogen sind und eine Momentaufnahme (Juni 2020) darstellen. Sie liegen dem Autor vor. In der Gesamtsicht zeigt sich aber ein konzeptioneller Duktus, der für die künftige Entwicklung der Mitarbeitendenpastoral zu diskutieren ist.
- 5 Joachim Reber, Mitarbeiterseelsorge, spirituelle Bildung und spirituelle Kultur – praktische Anmerkungen S. 3f.: <https://www.caritas-stuttgart.de/presse/neuigkeiten-aus-dem-verband/vertiefende-texte-zu-einer-spiritualitaet-der-caritas>, abgerufen am 28.06.2020
- 6 Die Selbstbeschreibung der Krankenhauseelsorge als „unbefangene kritisch-prophetische Haltung dem System gegenüber“ legt diese Haltung nahe, vgl. Pastoralkommission der Deutschen Bischofskonferenz, „Ich war krank und ihr habt mich besucht“ (Mt 25,36). Ein Impulspapier zur Sorge der Kirche um die Kranken. Bonn, 20. Februar 2018, S. 31.
- 7 Evangelii Gaudium: Papst Franziskus. Apostolisches Schreiben Evangelii Gaudium. Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 194, Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz Nr. 169; S. 121.
- 8 Bruno Schrage, Vom Entstehen diakonischer Seelsorgedienste: Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück, Sept. 2016, S. 264.
- 9 „Berufliche Erfahrungen benötigen ergänzende Reflexion und Lernformen, die auf Mündigkeit hinsichtlich religiöser Deutungstraditionen und auf Kompetenzerwerb in Bezug auf religiöse und ethische Fragen zielen.“: Bruno Schrage und Joachim Windolph, Einrichtungen der Caritas als neue Gemeindeformen: Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück, 7-2015. S. 199.
- 10 Die funktionalen Aspekte von Religion werden in Anlehnung an Karl R. Wemhart benannt.
- 11 Rechte beim Autor
- 12 Hier sei auf die Arbeit von Daniel Lins „Altenhilfe braucht Spiritualität“, Freiburg i. B. 2019, S. 49 u. S.72-78 verwiesen, der Hinweise liefert, welche Themenfelder berufsgruppenbezogen erfragt werden können: Beziehungsqualität, Kraftquelle und spirituelle Gesundheit, Stressbewältigung, physische Gesundheit, Arbeitszufriedenheit, Sinn aus Arbeit erfahren, Unsicherheit, Verständnisprobleme, fehlendes Wissen und Angst, Scham, Abgrenzungsprobleme, ...

Gerhard Gäde

Sonntagspflicht?

Theologische Überlegungen zu einem scheinbar veralteten Kirchengebot

Zu Beginn der Corona-Krise haben die Bischöfe die Sonntagspflicht für die Zeit der Pandemie ausgesetzt. Tatsächlich hätte während des kirchlichen *Lockdown* auch niemand dieser Pflicht genügen können. Mancher hat sich die Augen gerieben: Gibt es das noch? Sonntagspflicht? Pflicht zum Gottesdienst? Wie verträgt sich das mit der „Freiheit eines Christenmenschen“? Welchen Wert hat ein erzwungener Gottesdienstbesuch? Die Älteren erinnern sich vielleicht noch, dass das in unserer Kindheit und Jugend oft als Zwang empfunden wurde, wenn es hieß, man muss zur Kirche gehen. Der Sinn dieses Gebots wurde von vielen nicht verstanden und als lästige Pflicht empfunden.

Tatsächlich hat die Kirche das Sonntagsgebot bis zur Corona-Krise nie außer Kraft gesetzt. Im Katechismus der Katholischen Kirche heißt es bei der Nr. 2181:

„Die sonntägliche Eucharistiefeier legt den Grund zum ganzen christlichen Leben und bestätigt es. Deshalb sind die Gläubigen verpflichtet, an den gebotenen Feiertagen an der Eucharistie teilzunehmen, sofern sie nicht durch einen gewichtigen Grund (z. B. wegen Krankheit, Betreuung von Säuglingen) entschuldigt oder durch ihren Pfarrer dispensiert sind. Wer diese Pflicht absichtlich versäumt, begeht eine schwere Sünde.“

Es handelt sich dabei um eines der fünf Kirchengebote. Dass es unter schwerer Sünde verpflichtet, zeigt, für wie wichtig und identitätsstiftend die Kirche die Feier des Sonntags für das christliche Leben einschätzt. Wie aber lässt sich der Sinn dieses Gebotes verständlich machen? Sind hier nicht alle Züge längst abgefahren? Wer empfindet es noch als Sünde oder als unmoralisch, am Sonntag die hl. Messe zu versäumen, weil ihm anderes

(Sport, Ausflug, Geselligkeit, Hobbys) wichtiger erscheint? Steht man nicht völlig auf verlorenem Posten, wenn man versucht, dieses Gebot wieder einzuschärfen? Lässt sich ihm ein Sinn abgewinnen?

Der ursprüngliche Sinn des Gebotes

Das Sonntagsgebot hat seine biblische Wurzel im Dritten Gebot des Dekalogs, der die Heiligung des Sabbats vorschreibt durch das Ruhen der Arbeit für Mensch und Vieh (vgl. Ex 20,8–11; Dtn 5,12–14). Begründet wird der Ruhetag auch damit, dass Gott Israel aus der Sklaverei Ägyptens in die Freiheit geführt hat (vgl. Dtn 5,15). Der Sabbat ist ein Tag der Freiheit. Für die Juden gilt dieses Sabbatgebot bis heute als strenge Verpflichtung. So wie Gott am siebten Schöpfungstag ruhte und Freude hatte an seinem Werk (vgl. Gen 2,1–3), so soll auch sein Volk am letzten Tag der Woche ausruhen von der Mühe der Arbeit und sich des Lebens erfreuen. Der wöchentliche Ruhetag der Juden, die regelmäßige Unterbrechung der Arbeit und der Wirtschaft, war einzigartig in der gesamten antiken Welt. Gläubigen Juden käme es nicht in den Sinn, dieses Gebot auf die leichte Schulter zu nehmen. Seine Beobachtung gehört unbedingt zur jüdischen Identität.

Die erste christliche Generation, die aus *Judenchristen* bestand, hat dieses Gebot mit Sicherheit noch beobachtet (vgl. Apg 2,46) bis sie von jüdischer Seite aus der Synagogengemeinschaft ausgestoßen wurde. Einen Nachhall auf dieses früh-(juden-)christliche Trauma finden wir Joh 9,22.34 u. 16,2. Doch schon zuvor versammelten sich die Christen auch am Tag nach dem Sabbat, also am ersten Wochentag, um die Auferstehung Jesu aus dem Tod im Herrenmahl zu feiern. Dieser Acht-Tage-Rhythmus klingt Joh 20,19.26 an. Wir haben hier wohl einen „Hinweis auf die christlichen Versammlungen in der Frühzeit des Christentums am ersten Tag der Woche, dem Sonntag.“¹ Nach der Ablösung von der jüdischen Mutterreligion sowie durch die Heidenmission und

den Umstand, dass die Heidenchristen einen stetig wachsenden Teil der Christenheit ausmachten, wurde der erste Wochentag, der Sonntag bzw. der Herrentag (*dies dominica*) zum eigentlichen wöchentlich wiederkehrenden Feiertag der Christen. Als erster Wochentag ist er auch der achte und damit Hoffnungsbild eschatologischer Vollen- dung. Der Sonntag ist somit der christliche Urfeiertag. Erst später wurde einer dieser Sonntage zum jährlich wiederkehrenden Osterfest; auch das in zeitlichem Zusammen- hang mit dem jüdischen Passahfest, das die Christenheit als Vorausbild von Ostern deutet. Kaiser Konstantin der Große verfügte schließlich im Jahre 321 im Zuge der An- erkennung der christlichen Religion durch den römischen Staat die strikte Arbeitsruhe am Sonntag, ausgenommen für die Land- wirtschaft. Der erste Wochentag wurde so reichsweit in den Städten zum Ruhetag. Die Christen mussten bis dahin den Tag der Auf- erstehung im Morgengrauen vor der Arbeit feiern. Das Edikt des Kaisers ermöglichte es ihnen nun, den Tag der Auferstehung Chri- sti würdig zu gestalten in Liturgie und ge- meinsamer Anbetung.² Der Sonntag wurde ein richtiger Feiertag, der „Tag, den der Herr gemacht hat“ (Ps 118,24).

Der Sonntag hat in der Christenheit eine herausragende Bedeutung bekommen. Der Sinn des kirchlichen Sonntagsgebotes inten- diert die Heiligung dieses Tages als Feier der Auferstehung Christi und somit unserer Erlö- sung und damit auch als Tag des Aufstands gegen die Mächte des Todes und die Verskla- vung an Arbeit und Ökonomie. Es ist in erster Linie wohl ein Kollektivgebot; es richtet sich an die ganze Kirche als Volk Gottes und for- dert sie auf, den Alltag mit seinen Zwängen zu unterbrechen, sich zu versammeln, um mit Christus zusammen zu sein und von ihm die Nahrung für den Glauben zu empfangen. Er selbst ist diese Nahrung als Wort Gottes und als Sakrament. Eine Kirche, die sich nicht versammelte, um das Wort Gottes zu hören und die Eucharistie zu begehen, schnitte sich ab von der Quelle ewigen Lebens. Denn auch der Glaube braucht Nahrung wie das leib- liche Leben. Und nur in dieser sakramenta-

len Verbindung mit Christus ist sie auch das „universale Heilssakrament“ (*Lumen gentium* 48,2) für die Welt.

In zweiter Linie stellt dieses Gebot dann auch eine sittliche Verpflichtung für den einzelnen Glaubenden dar. Doch dies einzusehen fällt vielen schwer. Woran liegt das?

Die Crux: Glaube als Privatangelegenheit

Die Schwierigkeiten mit dem Sonntagsgebot rühren vor allem von dem Vorverständnis her, mit dem wohl die meisten Menschen die Aufforderung dieses Gebotes vernehmen. Es wird weithin als ein Individualgebot verstanden: Ich habe die Pflicht, regelmäßig Gott gegenüber eine Leistung zu erbringen. Der Glaube gilt in der bürgerlichen Religiosität aber weithin als Privatsache, in die mir eigentlich niemand hineinzureden hat. Ein solches Gebot wird dann so empfunden wie wenn die Pflicht bestünde, einmal wöchentlich ins Kino zu gehen, was aber nicht zu begründen ist. Völlig zu Recht bestimme ich selbst, ob und wann ich ins Kino gehe. Und wenn ich ins Kino gehe, ist es mir völlig egal, wer sonst noch da ist, ob viele oder wenige Zuschauer anwesend sind. Sie gehen mich letztlich gefühlt nichts an. Wer das Sonntagsgebot so versteht, der kann selbstverständlich damit nichts anfangen. Es wird allenfalls als Versuch der Kirche aufgefasst, die individuelle Freiheit zu beschränken. Hinzu kommen gesellschaftliche Entwicklungen, die nicht nur die Kirche betreffen, sondern auch Parteien, Gewerkschaften und Vereine. Viele Menschen scheuen langfristige Bindungen und engagieren sich lieber punktuell und vorübergehend für einzelne Projekte wie etwa in Bürgerinitiativen.

Der Sinn des Sonntagsgebotes kann sich jedenfalls kaum erschließen, solange der Glaube als Privatsache gilt. Dann richtet sich alles danach, ob ich ein religiöses Bedürfnis verspüre, das ich durch einen Gottesdienstbesuch befriedigen kann. Das Handeln hat dann allein am Individuum und an

seinen Bedürfnissen sein Maß. Gottesdienste sind dann nur als „Angebote“ funktionalisiert, um religiöse Bedürfnisse zu befriedigen. In einer Gesellschaft, in der Glaube und Religion privatisiert sind und das Leben stark individualisiert, lässt sich der Sinn des Sonntagsgebotes im Grunde nicht verstehen. Dazu bedarf es einer Bekehrung dieses Vorverständnisses, das für kirchliches Leben tendenziell tödlich ist. Denn der christliche Glaube lässt sich nicht als Privatsache verstehen. Er kommt „vom Hören“.

„Der Glaube kommt vom Hören“ (Röm 10,17)

Diese paulinische Aussage von der *fides ex auditu* ist ganz elementar. Dass der Glaube vom Hören kommt, hat entscheidende theologische Implikationen für das Verstehen des Glaubens überhaupt. Es bedeutet zunächst, dass der Glaube keinem Menschen angeboren ist und schon deshalb keine Privatangelegenheit sein kann. Man muss ihn sich schenken lassen. Er kommt vom Hören auf das, was andere Menschen uns mitteilen und bezeugen. Jeder Glaubende verdankt den christlichen Glauben anderen Menschen, die ihm den Glauben bezeugt und so vermittelt haben. Der Glaube entsteht also allein aus zwischenmenschlicher Kommunikation. Die Ostergeschichte vom Gang zweier Jünger nach Emmaus ist dafür ein besonders beredtes Zeugnis (vgl. Lk 24). In zwischenmenschlicher Kommunikation geschieht es, dass etwas kommuniziert wird, das tatsächlich *nur* Gott sagen kann und das tatsächlich *nur* wahr sein kann, wenn es sich als Gottes Wort verstehen lässt und nicht mehr als Menschenwort, wenngleich als mitmenschliches Wort. So kann Paulus schreiben:

„Darum danken wir Gott unablässig dafür, dass ihr das Wort Gottes, das ihr durch unsere Verkündigung empfangen habt, nicht als Menschenwort, sondern – was es in Wahrheit ist – als Gottes Wort angenommen habt; und jetzt ist es in euch, den Glaubenden, wirksam“ (1 Thess 2,13).

Die Annahme des Wortes Gottes verdankt sich also der hörbaren Verkündigung, durch die ein Mensch sich als von Gott angesprochen erfährt, weil das in menschlicher Sprache Verkündigte nur Gott selbst sein kann, nämlich Gemeinschaft mit Gott. Dass das Wort dann im Leben der Glaubenden wirksam wird, verdankt sich eben dieser zwischenmenschlichen Kommunikation, die durch die Verkündigung entsteht und Glauben weckt.

Die Tatsache, dass in unserer stark individualisierten Gesellschaft der Glaube kaum mehr „wirksam“ wird, hat wohl zum guten Teil auch mit der Sprachlosigkeit der meisten Menschen in Bezug auf den Glauben zu tun. Der Glaube wird kaum mehr kommuniziert. In der Regel wird er nur wie im verschlossenen Briefumschlag weitergegeben: Man feiert kirchliche Feste, begeht kirchliche Riten wie Taufe, Erstkommunion, Beerdigung, ohne den Sinn dieser Feiern zu verstehen. Der Glaube, der doch eine übernatürliche Wirklichkeit ist, nämlich das Erfülltsein vom Heiligen Geist, wird weithin verwechselt mit privaten religiösen Überzeugungen. Doch private religiöse Überzeugungen sind nicht etwas, worauf man sich im Leben und im Sterben verlassen kann. Sie lassen sich von Illusionen kaum unterscheiden.

Dass der Glaube allein vom Hören kommt, bedeutet also auch, dass ich ihn mir nicht selbst ausgedacht oder eingebildet habe. Vielmehr habe ich ihn wirklich, also in meinem realen Leben vermittelt bekommen. Darin täusche ich mich nicht. Es waren tatsächlich meine Eltern, meine Großeltern, Freunde, Lehrer, mitunter auch Prediger, die in mir den Glauben geweckt und genährt haben. Der Glaube ist mir vorgegeben. Als Glaubender partizipiere ich am Glauben derer, die ihn mir verkündet haben und somit am Glauben der ganzen Gemeinschaft der Glaubenden, und zwar synchron und diachron. Er besteht schlicht und einfach in der Gewissheit, Gemeinschaft mit Gott zu haben, und zwar dieselbe Gemeinschaft, die Jesus mit dem Vater hat. Der Christ versteht sich als Kind Gottes, das teil hat an Jesu Gottesverhältnis (vgl. Gal

4,4–6). Es ist kein anderer Glaube als der Glaube des Paulus, der übrigen Apostel und im Grunde bereits Abrahams; denn Christus ist der Sache nach bereits vor Abraham (vgl. Joh 8,58). Glauben bedeutet also, an einer die Zeit überdauernden Glaubensgemeinschaft teilzuhaben. Die Kirche ist das geschichtliche Geschehen der Weitergabe dieses Glaubens. Im biblischen Pfingstereignis ist der Glaube denn auch aus den geschlossenen Räumen herausgetreten und zu einer *res publica* geworden.

Es gibt den christlichen Glauben also nur dadurch, dass andere Menschen ihn bezeugt haben. Er kommt vom Hören. Das bedeutet dreierlei:

- Man kann den Glauben nur durch das Zeugnis anderer Menschen haben;
- man kann ihn nur mit anderen Menschen zusammen haben (= Kirche); und
- man kann ihn nur so haben, dass man ihn anderen Menschen weitervermittelt.

Daraus folgt, dass jeder Glaubende auch eine Verantwortung hat für die Weitergabe des Glaubens an andere. Schließlich verdankt er ja auch seinen Glauben anderen Glaubenden. In der *fides ex auditu* ist also auch die missionarische Dimension der Kirche begründet. Jeder einzelne trägt in diesem weitesten Glaubenshorizont Mitverantwortung für die Glaubensweitergabe. Und in diesem Glaubenshorizont erschließt sich auch das Sonntagsgebot, konkret: die Verpflichtung, am eucharistischen Gottesdienst der Glaubensgemeinschaft teilzunehmen.

Man kann diese Verpflichtung als eine ethische Pflicht betrachten, die mit der Teilhabe am Glauben der Kirche mitgegeben ist. Es handelt sich also um ein sittliches Gebot. Das Zuwiderhandeln wäre kontraproduktiv und selbstwidersprüchlich, weil es genau das untergrübe, was ich als Glaubender anstrebe: den Glauben zu bewahren und zu leben. Wenn es mir ernst ist um den Glauben, dann trage ich aufgrund des Firmsakramentes auch eine Mitverantwortung für das Ganze der Kirche als Geschehen der Glaubensweitergabe. Wenn

das Sakrament der Firmung einen Sinn hat, dann ist es dieser: Weihe und Sendung zum Aufbau der Kirche. Thomas von Aquin bringt es geradezu auf den Punkt:

„Wie also der Getaufte die geistige Vollmacht erhält, durch den Empfang der anderen Sakramente den Glauben zu bezeugen, so empfängt der Gefirmte die Vollmacht, öffentlich den Glauben an Christus wie von Amts wegen (*quasi ex officio*) mit Worten zu bekennen.“³

Um diese Publizität des Glaubens also geht es bei der Firmung und somit um die Mitverantwortung für die Kirche fast wie eine amtliche Vollmacht. Dieser Mitverantwortung will das Sonntagsgebot Rechnung tragen. Damit wird ein Aspekt erkennbar, der in der Regel ausgeblendet bleibt.

Seelsorgliche Verantwortung füreinander

Weil der christliche Glaube keine Privatsache ist, tragen Christen auch seelsorglich füreinander Verantwortung. Wir können durch unser Verhalten einander im Glauben bestärken; wir können uns aber auch einander im Glauben schwächen. Das hängt von unserem Zeugnis im Alltag und auch am Sonntag ab. Das Sonntagsgebot formuliert gewissermaßen das Minimum an seelsorglicher Verantwortung füreinander, das die Kirche von ihren Mitgliedern erwartet. Es ist der Tag, an dem eigentlich alle „am selben Ort“ zusammenkommen (vgl. Apg 2,1). Die Teilnahme am Gottesdienst ist nicht einfach eine private Pflichtübung, der man genügt, sondern sie ist ein öffentliches Glaubenszeugnis der ganzen Kirche. Bereits allein durch meine Anwesenheit und mein Mitfeiern stärke ich den Glauben der anderen. Jede leere Bank aber schwächt den Glauben der anderen und schwächt das Zeugnis der Kirche. Denn der Glaube aller lebt vom Glaubenszeugnis aller. Beim Gottesdienst sind wir eine Gemeinschaft der Glaubenden und können nicht einander gleichgültig sein. Auf diese Mitverantwortung für den Glauben der anderen spricht

uns das Sonntagsgebot an. Es ist der Kirche als ganzer wie auch jeder und jedem einzelnen Glaubenden aufgegeben, den Glauben miteinander und füreinander zu bezeugen.

Das Sonntagsgebot spricht uns aber auch auf die Vernachlässigung dieser Verantwortung füreinander an. Deshalb verpflichtet das Sonntagsgebot „unter Sünde“. Unbegründetes Fernbleiben von der sonntäglichen Eucharistie hat eben auch eine soziale bzw. ekklesiale Auswirkung: Man wird der seelsorglichen Verantwortung für den Glauben der anderen nicht gerecht und bleibt hinter dem Auftrag der Firmung zurück. Deshalb erwartet die Kirche zu Recht von denen, die am Sonntag ferngeblieben sind und der konkreten Gemeinde geschadet haben, dass sie im Sakrament der Versöhnung um Vergebung bitten und um Wiederzulassung zum Tisch der Eucharistie. Es müsste ein pastorales Anliegen sein, diese soziale/ekklesiale Dimension des Glaubens, der auf das Zeugnis anderer angewiesen ist, in unserer Zeit wieder ins Bewusstsein der Gläubigen zu bringen.

Und schließlich und endlich: Es ist nicht irgendwer, der ruft, sondern es ist Christus selbst, der Auferstandene, der uns ruft und einlädt. Er möchte am Tag der Auferstehung mit uns zusammen feiern, uns durch sein Wort im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe stärken, damit wir den Alltag in seinem Sinn und in seinem Geist gestalten. Dazu schenkt er uns seinen Leib und damit sein Leben. Man muss schon sehr gute Gründe haben, um diese Einladung auszuschlagen.

Anmerkungen:

- 1 J. Beutler, Das Johannesevangelium. Kommentar. Freiburg 2013, 529.
- 2 Zur Geschichte: J. L. González. Eine kurze Geschichte des Sonntags. Vom Urchristentum bis heute. München 2017.
- 3 S. th. III q. 72 a. 5 ad 2: „Sicut igitur baptizatus accipit potestatem spiritualem ad protestandum fidem per susceptionem aliorum sacramentorum; ita confirmatus accipit potestatem publice fidem Christi verbis profitendi, quasi ex officio.“

Eine Corona für die Zärtlichkeit

Reiner Kunzes „die stunde mit dir selbst“ hat mich zur „Paul-Celan-Gedenktafel“ in Czernowitz geführt, und auf ihr windet sich Corona. „Corona“ ist Paul Celans Gedicht, eine poetische Liebkosung, die seiner Geliebten, der Dichterin Ingeborg Bachmann gilt. Er hat ihr diese Corona, diesen Kranz gewunden, einen imaginären Brautkranz in persönlich krisenhafter Zeit. Gewiss, man sollte das Gedicht unabhängig von der Coronakrise lesen – aber vielleicht hat es auch innerhalb der Krise eine spezifische Botschaft.

Wir stehen umschlungen im Fenster, sie sehen uns zu von der Straße: es ist Zeit, dass man weiß! „Umschlungen im Fenster“, von der Straße aus zu beobachten, in Coronazeiten gesetzlich verboten, polizeilich geahndet – und eben darum vorgezeigt: An-sich-Drücken, Herzen, Umarmen, Liebkosen, Streicheln. Im Fenster öffentlich gemacht: Nähe, Trost, Ermutigung, Empathie, Wärme, Sorge, Liebe. „Jene werden gefühllos genannt, denen die grundsätzliche Offenheit für's Vergnügen abgeht, das durch Berührung entsteht“, wusste Thomas von Aquin. Berührung ist wohl etwas Elementares. *Es ist Zeit, dass man weiß!* Elementares verweigern?

Es ist Zeit, dass der Stein sich zu blühen bequemt, dass auf die Agenda Zärtlichkeit gesetzt wird, dieses Stein erweichende Aufblühen eines Lebensstils, der „Ausdruck von Stärke und Entschlossenheit“ ist und eben nicht ein Zeichen von Schwäche (Kahlil Gibran) und Gefühllichkeit. Man muss sich dazu bequemen; sich die Freiheit nehmen, sich anzubieten. *Es ist Zeit, dass man weiß!* ... *Es ist Zeit, dass der Unrast ein Herz schlägt*. Unrast im Stein. Zauber am Gefrierpunkt. Sonnenschein beim Schüt-

telfrost. Die kalte Schulter erfüllen. Den Kuss erfinden. Von Erlösung träumen.

Es ist Zeit, dass Zärtlichkeit aufgebracht wird. „Zärtlichkeit ... will neue Pforten der Wahrnehmung öffnen. Zärtlichkeit ist sinnliche Intelligenz.“ So lese ich in der „Theologie der Zärtlichkeit?“ bei Kurt Marti. „Zärtlichkeit stiftet Kommunikation, die sowohl den Geist wie die Sinne zu öffnen vermag.“

Corona, Krone, Herrschaftszeichen, Machtprojekt, Gewaltprogramm: Widersacherin der Zärtlichkeit, denn „Herrschaftsansprüche zerstören die Zärtlichkeit. Zärtlichkeit ist eine Exorzistin von Herrschaftsansprüchen, das ist ihre soziale Brisanz. Zärtlichkeit ist emanzipativ.“ Praktizierte Zärtlichkeit ist keine Flucht in Innerlichkeit und Privatheit. Sie ist in ihrer Kompetenz auch politisch, und dort erweist sie sich, wie Kurt Marti sagt, als „subversiv“, denn sie zielt auf Versöhnung, „ein Funke vielleicht der großen, der möglichen Versöhnung zwischen Gott und den Menschen, zwischen den Menschen untereinander, zwischen Menschen und Natur, zwischen Geist und Materie.“

Es ist Zeit, dass es Zeit wird. Es ist Zeit, dass der Stein sich bequemt und blüht, „dem grassierenden Materialismus einer globalisierten, sprich kapitalistischen Massen- und Konsumgesellschaft zum Trotz“ (Richard Reschika: *Theologie der Zärtlichkeit*). *Wir schälen die Zeit aus den Nüssen und lehren sie gehn*: Zärtlichkeit als taugliche Gangart, denn Trost und Erfüllung gibt es nicht erst im Jenseits. Durch Zärtlichkeit wird Heiligkeit übertragen. Da sammelt sich Himmel. *Die Zeit kehrt zurück zur Schale*: Eine Corona für die Zärtlichkeit!

Paul Celans Corona: macht sie nicht Augen auch für den Blumenkranz auf dem existenziellen Stein, der wir sind und der zu blühen sich bequemt? Augen für das strahlende Diadem auf der Praxis heilsamer Berührung, der Aufmerksamkeit für das Unscheinbare, des subversiven Handelns, der Zärtlichkeit zu eigen?

Papst Franziskus hat die Zärtlichkeit als Leitwort in die Theologie eingeführt. Dieses Leitwort ruft Praxis auf: ein Werk der Kirche, Berufung und Dienstpflicht.

Von geistlicher Zivilcourage – Nikolaus Groß

Über den seligen Nikolaus Groß sprechen heißt, ihn immer zusammen zu sehen mit seiner Frau Elisabeth und den gemeinsamen sieben Kindern. Eine isolierte Betrachtung wäre ein Rückfall in eine oftmals typische Reduktion innerhalb der Katholischen Kirche, einen Menschen in seiner Seligsprechung herauszunehmen aus den konstitutiven innersten Relationen seines Lebens.

Hier ist ein selig gesprochener Mann, Familienvater, Ehemann, Partner, Vater.

Marianne Reichartz, geborene Groß, das dritte Kind von Elisabeth und Nikolaus Groß, sieht es in ihrem Eingedenken an die Ereignisse ihrer Kindheit, mit den Eltern und Geschwistern, im Horizont von Widerstand und Ergebung, Martyrium ihres Vaters im Widerstand gegen das menschenverachtende Nazisystem, im Kampf um das Leben ihres Mannes und ihrer Kinder durch Elisabeth Groß genau so:

„Über meinen Vater zu sprechen, geht nicht, ohne meine Mutter gleichwertig neben ihn zu stellen. Mein Vater und meine Mutter, Nikolaus und Elisabeth Groß, sehe ich untrennbar miteinander verbunden.“¹

Nikolaus Groß' Lebensdaten: Geboren am 30. September 1898 in Niederwenigern an der Ruhr, katholisch getauft, die Eltern stammen von der Mosel, eine Arbeiterfamilie. Der Sohn Nikolaus wird ebenso Arbeiter, Hauer in einem Blechwalzwerk, Schleppler, Kohlenhauer an der Ruhr ab 1912, der sich dann, in einer Art zweitem oder drittem Bildungswerk, über den „Gewerksverein Christlicher Bergarbeiter Deutschlands“ und als Mitglied der katholischen Deut-

schen Zentrumspartei und des Antonius Knappenverein Niederwenigern, seit dem Ende des 1. Weltkrieges in einen schreibend und sprechend Arbeitenden wandelt. 1920 endet seine Bergarbeitertätigkeit. Er beginnt gewerkschaftlich zu wirken, wird Jugendsekretär in Oberhausen, wechselt 1921 in die Zentrale der Christlichen Gewerkschaften nach Essen, wird Redakteur, Journalist beim Gewerkschaftsblatt „Der Bergknappe“, in ganz Deutschland unterwegs, ab 1924 in Bottrop ansässig.

Ab 1. Januar 1927 Mitarbeit in der Redaktion der „Westdeutschen Arbeiterzeitung“ (WAZ), deren Hauptschriftleiter er sehr bald wird. Persönlich ist Nikolaus Groß befreundet mit Prälat Otto Müller, dem Präses des Verbandes der Katholischen Arbeiter- und Knappenvereine“ mit Sitz in Mönchengladbach, einer der treuen Freunde bis zuletzt. Zudem enge Verbindung mit dem ebenfalls in der Verbandszentrale tätigen Bernhard Letterhaus, der sein Martyrium später teilen wird.

1923 heiraten Elisabeth Koch, ebenfalls aus Niederwenigern, und Nikolaus Groß. Zwischen 1924 und 1939 werden sieben Kinder geboren, die oben genannt sind. Der *Tisch* ist das Zentrum der Familie, was auch Ausdruck findet in der Schrift des Nikolaus Groß, 1946 nach seinem Tod posthum veröffentlicht: „Sieben um einen Tisch“.² Zusammen mit den „Briefen aus dem Gefängnis“ des Nikolaus Groß zeigt diese Schrift, wie unverzichtbar der Gesamtblick auf diese neun Menschen sein muss, um den Seligen zu verstehen. Eine Lebens-, Erziehungs-, Geschicksgemeinschaft, an deren Leben-Können, die Mutter Elisabeth Groß vor, während und nach dem Krieg und dem Nazisystem außerordentliche Bedeutung hat.

1929 zieht die Familie nach Köln, da die Verbandszentrale und die Redaktion der WAZ dorthin verlegt wurden. Die Familie wohnt nahe St. Agnes und ist dort selbstverständlich im Leben der Pfarrei und Gemeinde integriert, aktiv, Kerngemeinde.

Schon in den 20er Jahren hatte Nikolaus Groß als Redakteur das Treiben von Hitler und der NSDAP scharf kritisiert und att-

ckiert als in keiner Weise mit einer christlichen Sicht, vom Evangelium her, vereinbar.

Schon 1933 wird die WAZ, nach Hitlers Machtergreifung, verboten. Auch die Umbenennung in „Ketteler-Wacht“ wird in mehreren Etappen bis 1939 dem Verbot und der Sperrung von Papierzufuhr durch die Nazis nicht entgehen. Nikolaus Groß schafft es jedoch, durch die Herausgabe von Kleinschriften in Millionenaufgabe bis 1941 Schriften der inneren Resistenz zu veröffentlichen, bis auch hier kein Papier, durch Sperrung von Lieferungen durchs diktatorische System, mehr zu erhalten ist.

Nun arbeitet Nikolaus Groß in der katholischen Männerseelsorge, in der KAB, als Vortragsreisender in Fragen von Soziallehre und lebendigem Glaubenszeugnis.

Schon vor der Machtübernahme der NS-DAP hatte Groß Ideologie und Praxis der Nazis aus politischen, sozialen, kulturellen und christlichen Gründen entschieden abgelehnt, Hitler als „Charlatan“ und „falschen Propheten“ bezeichnet – und dies auch in Artikelserien der WAZ zum Ausdruck gebracht. Seit der Machtübernahme geschieht seine Kritik oft „zwischen den Zeilen“, seit Ende der 1930er Jahre nun arbeitet Nikolaus Groß, unterstützt von Elisabeth, seiner Frau, im „Kölner Kreis“ mit, einer Widerstandsgruppe, zu der auch Carl Friedrich Goerdeler und Pater Alfred Delp SJ Kontakt haben. Delp ist Gast in der Wohnung der Familie Groß. Über Bernhard Letterhaus kommt Groß auch in Kontakt zu anderen Widerstandskreisen. Er leistet Kurierdienste für Goerdeler und Jakob Kaiser.

Nach dem missglückten Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 durch Stauffenberg wird Nikolaus Groß in der darauffolgenden Verhaftungswelle von der Gestapo verhaftet – und gelangt über Drögen in Mecklenburg schließlich in die Haftanstalt Berlin-Tegel. Er wird verhört, erpresst, gefoltert.

Seine Frau Elisabeth kann ihn besuchen; sie kämpft um seine Freilassung – vergeblich.

Am 15. Januar 1945 wird er vom Volksgerichtshof unter Leitung des brutal-des-

potisch-zynischen Richters Roland Freisler zum Tode verurteilt.

Am 21. Januar 1945, am St. Agnestag, heute vor 75 Jahren, schreibt er seinen letzten Brief an seine Familie.

Am 23. Januar 1945 wird er in Berlin Plötzensee durch den Strang hingerichtet.

Seine Grabstätte ist unbekannt, seine Asche wird wie bei vielen anderen hingerichteten Widerstandskämpfern in den Rieselfeldern von Berlin verstreut.

Trotzdem das Regime Todesanzeigen untersagt, druckt die Firma Luthe aus Köln, unter Gefahr der Schließung des Betriebes, einen Totenzettel für Nikolaus Groß. Und trotz weiterer Verbote von Gedenkfeiern hält Rektor Johannes Valks am 8. Februar 1945 in der Krypta von St. Agnes in Köln die Exequien für Nikolaus Groß; ebenso gibt es Messfeiern und Seelenämter für ihn in Niederwenigern, seinem Herkunftsort, wie in der Kapelle des Franziskus-Krankenhauses in Berlin.

Am 7. Oktober 2001 wird Nikolaus Groß durch Papst Johannes Paul II. in Rom selig gesprochen, als Familienvater und Märtyrer. Sein Gedenktag ist sein Hinrichtungstag, der 23. Januar, an manchen Orten auch der Tag der Todesverurteilung, der 15. Januar.

Die Organistin in der Krypta von St. Agnes spielt zum Ende auf einem uralten Harmonium, so erinnert sich die Tochter Marianne, den Schlusschor aus der Matthäus-Passion von Bach: „Wir setzen uns mit Tränen nieder und rufen Dir im Grabe zu: Ruhe sanfte, sanfte ruh!“³

Wir sind der Daten eingedenk.

Spirituelles Vermächtnis

Die Familie Groß – das waren und sind Zeugen des sperrigen Lichtes in dunkelster Zeit.

Herzgebildete, gewissensintensiv lebende Menschen, auch die Kinder, die sich früh, so geschickt und gut es ging, unter Anleitung und Unterstützung der Eltern, der ideologischen antisemitischen Dokt-

rin der NSDAP Erziehung versagten, nicht mitmachten, in Schule und Freizeit – eine Folge ihrer Einsichten aus dem Evangelium, der Teilnahme an der Liturgie, an Familiengebete, Diskurs, Streit und Lachen, Mahl um den großen Tisch der Familie, der, wie es scheint, spiritueller Lebens-Mittelpunkt dieser neun Menschen war, soweit sie zusammen sein, zusammen bleiben konnten.⁴

Die Zeugnisse der erhaltenen Briefe zeigt eine gediegene Katholizität in Sprache und Glaubenszeugnis damaliger Zeit, auch in den Formeln, die für die Zeit nicht ungewöhnlich sind, offenkundig aber zu einer Widerständigkeit führten und führen bis in das Zeugnis etwa des jüngst verstorbenen Sohnes Alexander Groß, der engagierter Pazifist und Mitglied bei PAX CHRISTI war, das nicht einfach mitmachte, dass nicht einfach mitgemacht werden musste – auch nicht in dem vielfachen Versagen der Kircheneliten der Nazizeit, die oft „duckmäuserten“ bis hin zur völlig haltlosen Bejahung des Hitlerregimes, aus einer mehr als desolaten Deutung von Röm 13 – wo Paulus zwar formell die Loyalität zur Obrigkeit formulierte, zugleich aber dem „Gottkaiser“ in Rom den wirklichen König Christus Jesus entgegen schrieb – das kann im Tiefsten nur subversiv verstanden werden, führte aber in zahllosen Deutungen bis heute zur Feigheit vor totalitären Regimen oft, gerade auch vielfach von Menschen aus dem kirchlichen Establishment. So auch in Distanzierung und Diskreditierung gegenüber Menschen im christlichen Widerstand wie Franz Jägerstätter, überzeugter Pazifist und Kriegsdienstverweigerer, oder Christoph Probst.⁵

In einem Brief an seine Tochter Marianne schreibt Nikolaus Groß ihr zu, mitten aus dem Widerstand gegen das NS Regime: *„Wir müssen auch von Dir erwarten, dass Du Dich selbst behauptest. Eltern können von ihren Kindern nicht alle Gefahren ängstlich fernhalten. Kinder müssen lernen, sich zu behaupten und zu widerstehen. Darum können wir Dir nicht alles ersparen. Du musst Dich durchkämpfen. Das erwarten wir von Dir. Aber Du darfst Dir keine Pro-*

*be zumuten, die zu schwer wird. ... So, nun hast Du eine klare Linie. Du weißt, wie Du handeln sollst und dass wir Dich nicht im Stich lassen.“*⁶

Als Nikolaus Groß am 12. August 1944 verhaftet wird, da nimmt er die Frage der kleinen jüngsten Schwester von Marianne und Alexander, Helene, mit: *„Vater, wohin gehst du?“*

Diese direkt politische und tiefer existentielle Frage wird die Zeit der Inhaftierung, der Folter, der ausgetauschten Briefe und der Begegnungen von Nikolaus Groß mit seiner Frau Elisabeth und den Kindern durchweben.

Der Freund Bernhard Letterhaus wird hingerichtet, Bombenangriffe auf Berlin, Groß mit gefesselten Händen, im Gebet und in ökumenischer Liturgie mit Alfred Delp SJ, Graf Moltke und Eugen Gerstenmeier – eine Ökumene des Zeugnisses, die Vieles vorwegnimmt aus dem II. Vatikanum – und die heute uns längst Zeugnis einer viel offeneren Ökumene im Leben der Kirchen sein müsste.

Peinlich und voller Scham – die von Alexander Groß offen gelegten opportunistischen Schreiben von Kircheneliten – die sich vom Widerstand dieser Menschen nicht nur distanzieren⁷ – mehr noch, das beharrliche Bitten der Elisabeth Groß, der katholische Nuntius in Berlin Orsengio möge ein Gnadengesuch unterstützen zur Freilassung ihres Mannes, wurden eindeutig auch deshalb verweigert, weil Nuntius Orsengio klarer Sympathisant des italienischen und deutschen Faschismus war!⁸

Wenigstens von Kardinal Frings aus Köln kommt ein spätes Gnadengesuch – allerdings zu spät.

Nach der Ermordung von Nikolaus Groß muss die Mutter Elisabeth Jahre um die Existenz ihrer Familie, um deren Leben und Überleben mit bescheidenen Mitteln kämpfen – während die Witwe von Scharfrichter Freisler, diesem zynischen Despoten in Robe, eine beachtliche Pension erhält!⁹

Alexander Groß ist deshalb auch in tiefer Ambivalenz zum Seligsprechungsverfahren der Kirche für seinen Vater – er ehrt des-

sen Zeugnis sehr, er ist voller Distanz vor der offiziellen Haltung vieler Menschen in der Kirchenleitung. Er kann nicht mehr viel dem abgewinnen, was an kruder individualistischer Opferspiritualität, auch von seinem Vater, aus kirchlicher Überlieferung, spirituell gefordert wurde.

Für ihn ist der Widerstand seines Vaters und vieler anderer ein Widerstand um des Leben-Könnens, um der Gerechtigkeit willen, um des Reiches Gottes der Bergpredigt Jesu willen das Überzeugende, *Sich-Hinstellen*, das *Hin-Stehen* gegen Diktatur und Unrecht, aus der tieferen Verantwortung des Glaubens zur Verteidigung des Lebens hier und jetzt – und ein Sterben um dieses Leben jetzt – das ist überzeugend!

Und so sieht er auch das *Beten* des Vaters, die *Intensität* seines Betens im neuen, im ökumenischen Licht, wie Alfred Delp SJ aus dem Gefängnis schon schreibt: „*Bitte mitglauben und mitbeten, immer wieder. Wir beten hier zu vieren, zwei Katholiken und zwei Protestanten und glauben...*“ – die Vier: Delp, Graf Moltke, Eugen Gerstenmeier, Nikolaus Groß.¹⁰

Zur Seligsprechung und zum Verfahren schreibt Alexander Groß:

„Bei aller Würdigung der ‚Texte von Rom‘ war dennoch kaum zu erwarten, dass auf dem Petersplatz gleichzeitig auch eine Kritik an dem eigenen angepassten Verhalten der Kirche zum Nationalsozialismus oder ein Bekenntnis über die Distanz, die die Bischöfe zum politischen Widerstand damals hatten, zur Sprache kamen. Noch kann sich die Kirche nicht aufraffen, ihre wirkliche Rolle und Praxis in der NS-Zeit klarer und offener zu dokumentieren und ihr Veralten in einen moralischen Bezug zu stellen. So dürfte die Aufforderung des Berliner Kardinals Sterzinsky noch keineswegs als ein Paradigmenwechsel betrachtet werden. Der Kardinal hatte die Auffassung vertreten, die Seligsprechung von Nikolaus Groß zum Anlass zu nehmen, dass sich die Kirche neu und kritisch mit der Beurteilung des Verhaltens ihrer geistlichen Autoritäten befassen sollte.“¹¹

Wie weit entfernt von einem solchen Wandel die Kirche heute tatsächlich ist, hat

vor allem die Heiligsprechung des Gründers und langjährigen Leiters des *O p u s D e i* Josemaria Escriva fast auf den Tag genau ein Jahr nach der Seligsprechung meines Vaters gezeigt. Escriva, der nicht nur mit dem Faschistenführer Franco und lateinamerikanischen Diktatoren enge freundschaftliche Beziehungen unterhielt, sondern auch ein autoritäres Menschenbild, ein familienfeindliches Erziehungsideal und eine Inkompetenz des persönlichen Gewissens vertrat, kann deshalb in vielfacher Hinsicht nur im Gegensatz zu meinem Vater gesehen werden. Damit stellen sich zwangsläufig die Fragen: Welche Bedeutung hat die Seligsprechung meines Vaters tatsächlich für die Kirche und welche Werte will sie eigentlich vertreten bzw. welche Vorbilder für die Gläubigen herausstellen?“

So Alexander Groß, der Sohn von Elisabeth und Nikolaus Groß!¹²

Es ist ein weiter Weg durch alle Frakturen von Angst und Anfechtung, innerer Not und Zweifel hindurch, bis ein Brief möglich wird, der hier nun den Schluss bilden soll. Alles zuvor Vernommene darf darin nicht überhört werden.

In seinem letzten Brief vom 21. Januar 1945 schreibt Nikolaus Groß:

„Herzallerliebste Mutter! Ihr lieben und guten Kinder!

Es ist St. Agnestag, an dem ich diesen Brief schreibe, der ...Euch künden wird, dass der Herr mich gerufen hat. Vor mir stehen Eure Bilder und ich schaue jedem lange in das vertraute Angesicht. Wie viel hatte ich noch für Euch tun wollen – der Herr hat es anders gefügt. Der Name des Herrn sei gepriesen. Sein Wille soll an uns geschehen. Fürchtet nicht, dass angesichts des Todes großer Sturm und Unruhe in mir sei. Ich habe täglich immer wieder um die Kraft und Gnade gebeten, dass der Herr mich und Euch stark mache, alles geduldig und ergeben auf uns zu nehmen, was er für uns bestimmt oder zugelassen. Und ich spüre, wie es durch das Gebet in mir still und friedlich geworden ist.

Mit inniger Liebe und tiefer Dankbarkeit denke ich an Euch zurück. Besonders Dir, liebe Mutter, muss ich noch danken. Als wir uns vor einigen Tagen für dieses Leben verabschiedeten, da habe ich, in die Zelle zurückgekehrt, Gott aus tiefem Herzen gedankt für Deinen christlichen Starkmut. Ja, Mutter, durch Deinen tapferen Abschied hast Du ein helles Licht auf meine letzten Lebenstage gegossen. Schöner und glücklicher konnte der Abschluss unserer innigen Liebe nicht sein, als er durch Dein starkmütiges Verhalten geworden ist. Ich weiß: Es hat Dich und mich große Kraft gekostet, aber dass uns der Herr diese Kraft geschenkt, dessen wollen wir dankbar eingedenk sein.

Manchmal habe ich mir in den langen Monaten meiner Haft Gedanken darüber gemacht, was wohl einmal aus Euch werden möge, wenn ich nicht mehr bei Euch sein könnte. Längst habe ich eingesehen, dass Euer Schicksal gar nicht von mir abhängt. Wenn Gott es will, dass ich nicht mehr bei Euch sein soll, dann hat er auch für Euch eine Hilfe bereit, die ohne mich wirkt. Gott verlässt keinen, der Ihm treu ist, und Er wird auch Euch nicht verlassen, wenn Ihr Euch an Ihn haltet.

Habt keine Trauer um mich – ich hoffe, dass mich der Herr annimmt. Hat er nicht alles wunderbar gefügt. Er ließ mich in einem Hause, in dem ich auch in der Gefangenschaft manche Liebe und menschliches Mitgefühl empfangen. Er gab mir über fünf Monate Zeit – wahrlich eine Gnadenzeit –, mich auf die Heimholung vorzubereiten. Ja, er tat viel mehr: Er kam zu mir im Sakrament, oftmals, um bei mir zu sein in allen Stürmen und Nöten, besonders in der letzten Stunde. Alles das hätte ja auch anders sein können. Es war nur ein kleines dazu nötig, ich brauchte, wie viele andere nach dem Angriff vom 6. 10. (ein schwerer Luftangriff auf Berlin; Anm. Roentgen) nur in ein anderes Haus verlegt werden, und ich hätte vieles und Entscheidendes nicht empfangen. Muss ich nicht Gottes weise und gnädige Fügung preisen und ihm Dank sagen für seine Güte und väterliche

Obhut? Sieh, liebe Mutter, so menschlich schwer und schmerzlich mein frühes Scheiden auch sein mag – Gott hat mir damit gewiss eine große Gnade erwiesen. Darum weinet nicht und habt auch keine Trauer; betet für mich und danket Gott, der mich in Liebe gerufen und heimgeholt hat.”¹³

Anmerkungen:

- 1 Zitiert nach: Marianne Groß – eine Tochter erinnert sich, Hans-Ulrich Wiese (Hg.), „dass Du Dich selbst behauptest“. Nikolaus Groß in St. Agnes. Marzellus Buchhandlung Bachem und Pfarrei St. Agnes. Köln 2005, S. 29. Zitiert künftig als: Nikolaus Groß, St. Agnes.
Ich widme diesen Artikel Alexander Groß, dem jüngst verstorbenen Sohn des Nikolaus Groß, dem ich einmal auf einem Podium begegnete – und dessen kritische Loyalität zum Kern der Kirche für mich maßgeblich ist.
- 2 Nikolaus Groß, Sieben um einen Tisch. Duisburg-Walsum ³1992.
- 3 Vgl. Nikolaus Groß, St. Agnes, S. 42.
- 4 Ebd., S. 31.
- 5 Vgl. ebd., S. 77 ff.
- 6 Ebd., S. 35 f.
- 7 S. die Quellen ebd., S. 77 ff.
- 8 Vgl. ebd., S. 40.
- 9 Vgl. ebd., S. 43.
- 10 Ebd., S. 65.
- 11 Wie eine Nachwirkung von Kardinal Sterzinskys Anliegen liest sich die jüngst erschienene Verlautbarung der deutschen Bischöfe (Nr. 107): Deutsche Bischöfe im Weltkrieg. Wort zum Ende des Zweiten Weltkriegs vor 75 Jahren (20. April 2020).
- 12 Zitiert nach: Nikolaus Groß, St. Agnes, S. 74 f.!
- 13 Zitiert nach: Jürgen Aretz (Hg.), Nikolaus Groß ... Briefe aus dem Gefängnis. Mainz 2/1995, S. 141-144.

Lebensweise in Freude, Frieden, Vergebung

In einer pluralistischen und multikulturellen Gesellschaft von heute benötigen wir für die einzelnen sowie für Gruppen eine Lebensweise, mit der wir diese Zeit bestehen, sie und uns stärkt.

1. Freude, Friede, Vergebung des Auferstandenen (Joh 20,19-23) schenkt uns eine Lebensweise, die auferstehungswirksam ist in den konkreten Beziehungen. Die Gewissheit der Gegenwart des Auferstandenen macht lebensfähig, macht zukunftsfähig.

Das Christentum als Auferstehungsreligion ist tragend für das menschliche Zusammenleben, für die Entstehung eines universellen Weltbewusstseins, für das Leben einer Einheit von transzendenter und innerweltlicher Erfahrung.

Das Leben in Freude, Frieden, Vergebung des Auferstandenen stärkt die einzelne Person und zugleich ihr Leben in der Gesellschaft. In den verschiedenen kulturellen Kontexten ist die eine Lebensform Jesu Christi als des vom Kreuz Auferstandenen gegenwärtig und wirksam. Jeder einzelne Christ und jede einzelne Christin ist zur Nachfolge Jesu Christi des Auferstandenen eingeladen und lebt als Subjekt des Glaubens die eigene Auferstehung mit Jesus Christus in Freude, Frieden, Vergebung.

Der Christ und die Christin leben als Christen, wenn sie sich am Leben Jesu orientieren. Daher heißt das für sie, dass sie mit Jesus Christus Freude, Frieden, Vergebung

als Geschenk seiner Auferstehung leben und sie den Mitmenschen wirksam und heilsam werden lassen.

Diese Lebensweise mit dem Auferstandenen gibt *Freude am Licht* des Lebens, das Gott im Auferstandenen schenkt. Uns ist Freude an Gott und Freude am Leben geschenkt und es wird in dieser Freude in unserem Leben ein Licht. Jesus sagt es: „Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, ... wird das Licht des Lebens haben“ (Joh 8,12) und so Sohn und Tochter des Lichtes (Joh 12,36).

Die Lebensweise mit dem Auferstandenen gibt Frieden des Lebens, in Teilnahme an seinem Leben, das ein Leben in Gemeinschaft mit Gott ist. Der Auferstandene lebt vollständig in dieser *Gemeinschaft des Friedens* mit Gott. Er schenkt diese Gemeinschaft des Friedens seinen Jüngern. Indem die Jünger diesen Frieden annehmen, leben sie eine erfüllte Gemeinschaft mit dem Auferstandenen und untereinander.

Diese Freude am Leben und diesen Frieden in Gemeinschaft bringen die Jünger im Auftrag des Auferstandenen zu den Menschen, indem sie *Vergebung in Liebe* schenken. Der heilige Paulus bestärkt es: „Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unseren Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist“ (Röm 5,5).

Der *Heilige Geist*, den der Auferstandene seinen Jüngern schenkt, wirkt diese Vergebung (Joh 20,22-23).

2. Die Auferstehung beantwortet die Frage: Wie verstehe ich mein Leben, traurig oder froh?

Ich sehe *traurig* auf mein Leben, wenn ich sehe, wie mein Leben kaputt geht und einer sagt: Mit dem Tod ist alles aus! Ich schaue *froh* auf mein Leben, wenn es gelingt und nicht vernichtet wird.

Jesus teilt sich als Auferstandener in der Begegnung mit seinen Jüngern selbst als

das neue Leben mit. Das erfüllt die Jünger mit *Freude*. Die Jünger stellen nun fest, dass sie in Gemeinschaft mit dem Auferstandenen das Leben bestehen und gestalten können. Die Gemeinschaft mit dem Auferstandenen ist dessen Nähe, seine Achtsamkeit, seine Verbundenheit, die er den Jüngern in dieser Begegnung bekundet.

So dürfen auch wir handeln gemäß dem Auferstandenen, z. B. einen lästigen Menschen ertragen und ein Wort der frohen Bejahung geben. Wir sind zur *Mit-Liebe* mit dem Auferstandenen geschaffen, wie es sehr gut der selige Franziskaner Johannes Duns Scotus erklärt. Gott ist freudvollste Liebe, wie es gerade der Auferstandene bekundet. Daher will Gott andere, die an seiner Liebe teilnehmen. Daher dürfen und wollen wir liebend im anderen Menschen sein und ihn liebend in uns aufnehmen. Das ist unsere Freude. Der vollendet Mit-Liebende ist Jesus Christus. Als solcher ist er auferstanden und lässt uns teilhaben an seiner Auferstehung.

Der Auferstandene in seiner *Freude* schenkt seinen Jüngern seinen *Frieden* zur Ermutigung für ein Leben mit anderen Menschen. Im Frieden des Auferstandenen kann ich mein Leben mit den Mitmenschen führen und auferstehungswirksam gestalten.

Friede ist also Ermutigung zum Leben mit anderen Menschen. Es geht um ein Leben aus der Begegnung mit dem Auferstandenen. Dann erhalten wir Frieden in uns selbst, nämlich den Frieden des Auferstandenen.

Sind wir zu dieser Freude und zu diesem Frieden des Auferstandenen bereit, dann schenkt er uns seinen Heiligen Geist, der uns zur *Vergebung* befähigt. Der Heilige Geist macht uns lebendig durch die Nachlassung von Sünden, durch Bestärkung in der Gesinnung des Auferstandenen in uns, durch Neuwerden im Auferstandenen.

Der heilige Paulus (Phil 4,4-9) ermutigt in seiner missionarischen Begegnung zu Freude,

Frieden, Vergebung. Seine Freude: „*Freut* euch im Herrn zu jeder Zeit! Eure Güte werde allen Menschen bekannt. Der Herr ist nahe. Sorgt euch um nichts, sondern bringt in jeder Lage betend und flehend eure Bitten mit Dank vor Gott!“ Dann fährt er fort: „Und der *Friede* Gottes, der alles Verstehen übersteigt, wird eure Herzen und eure Gedanken in der Gemeinschaft mit Christus Jesus bewahren.“ Er beendet dann seine Worte mit der Ermunterung zur *Vergebung*: „Schließlich, Brüder, was immer wahrhaft, edel, recht, was lauter, liebenswert, ansprechend ist, was Tugend heißt und lobenswert ist, darauf seid bedacht!“

3. Jesus Christus ist ganz dem Menschen nahe. Er sagte: „Mich *erbarmt* des Volkes“ (Mk 8,2). Mit diesem Erbarmen drückt er seine Mitmenschlichkeit aus und bringt *Freude*. Diese Freude können wir zusammen mit ihm den Mitmenschen schenken. So kommt das Reich Gottes. Jesus sprach: „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um, und glaubt an das Evangelium“ (Mk 1,15). Jesus ist in seiner Auferstehung die frohe Botschaft *selbst*.

In der Freude der Jünger über den Auferstandenen ist auch die Freude an Gott selbst, der Jesus auferstehen ließ und ihn uns schenkt, sodass wir an seiner Auferstehung teilhaben. So kommt auch Freude in uns. Jesus sagt uns: „Bleibt in meiner Liebe ..., damit meine Freude in euch ist“ (Joh 15, 9-11).

Im *Gebet*, von der Liebe getragen, erfahren wir die Einheit mit Jesus Christus und seine Freude an Gott. In der Einheit mit Jesus dem Auferstandenen haben wir Freude über unser Leben aus Gott, indem wir in seiner Liebe bleiben.

Hier dürfen wir auch das *spirituelle Leben* verstehen und annehmen. Unsere *Freude* im Gebet ist das Warten auf Gott und das *Kommen des Auferstandenen Herrn Jesus Christus* in uns. Sein Wohnen und Bleiben in uns bewirkt in uns *Frieden* der Seele. In dieser Erfahrung werden wir ermutigt zum Neuanfang in *Vergebung* (vgl. Joh 20,20).

Literaturdienst

Gerade die *Glaubensgemeinschaft* hat ihr inneres und starkes Leben im Gebet und hat so den Auferstandenen gegenwärtig. In Freude, Frieden und Vergebung erfahren wir die Gegenwart und das Wirken des dreifaltigen Gottes: *Freude* über den Auferstandenen vom *Vater* her. *Friede* des Auferstandenen, im *Sohn* des Vaters. *Vergebung* / Freiheit, die lebendig macht im *Heiligen Geist*.

Aus der Freude der Erfahrung der Heiligkeit Gottes gehen wir in den Frieden guter Begegnungen und Beziehungen und wirken in Vergebung innere Stärke und Freiheit des Herzens.

Ich darf mich besinnen

In der *Freude* bin ich gestärkt gegen die Angst vor dem Nichts. Das Christentum ist die Religion der Angstüberwindung in der Lebensnot des heutigen Menschen. Im *Frieden* stehe ich gegen den Krieg. Jesus gibt sich uns: „Meinen Frieden gebe ich euch“ (Joh 14,27). Friede ist eine positive Selbstverwirklichung ohne den anderen zu unterdrücken, vielmehr zu befördern. Jesus wirkt nicht nur Frieden, er gibt sich selbst als Frieden. In der *Vergebung* sind wir gerichtet gegen Ablehnung und Abwertung. Jesus selbst ist die Gestalt der Vergebung bis ans Kreuz. Im Glauben an ihn werden wir „die Vergebung der Sünden empfangen und mit den Geheiligten am Erbe teilhaben“, wie Jesus zu Paulus sagt (Apg 26,18).

Jesus ist Freund und Helfer konkret jetzt, indem ich ihn in mir innerlich annehme und ihn in mir lebendig und wirksam werden lasse. Es ist eine mystische Christuserfahrung, innerlich in mir. Die Vergebung ist letztlich Teilnahme am Leben des Auferstandenen. Die Jünger freuten sich und auch wir freuen uns, da wir den Herrn als vom Kreuz Auferstandenen sehen und ihn in unserem Innern annehmen und er uns in seine Auferstehung mitnimmt. Der *Christenglaube ist Auferstehungsglaube*.

Christian Schramm. Bibellesen leicht gemacht. Freiburg i. Br. 2019, ISBN: 978-3-451-38022-8, 95 Seiten, Preis: 12 Euro

Neben der revidierten Einheitsübersetzung mit ihren weit über tausend, eng bedruckten Seiten wirkt Christian Schramms Buch „Bibellesen leicht gemacht“, umgangssprachlich würde man sagen, schmalspurig. Es ist kein Handbuch zur Bibel, kein allumfassendes Nachschlagewerk, sondern eine bewusst in der Anrede an die Leser und Leserinnen verfasste Hinführung und eine Begleitung. „Sie brauchen eine Bibel zur Hand, wenn Sie den größtmöglichen Lesegewinn aus diesem Buch ziehen wollen,“ schreibt der Autor direkt in seinem Vorwort. Ausgehend von der Frage „Was ist die Bibel für mich?“ führt das Buch den Interessierten und die Neugierige von verschiedenen Definitionen, was die Bibel ist, über die Geschichte ihrer Entstehung hin zu gemeinsamen Blicken auf die vielfältigen Texte der Bibel und wie man sie lesen kann. Umso weiter man fortschreitet in der Lektüre, umso öfter wird man motiviert, die Bibel aufzuschlagen und in ihr zu lesen. Das Buch ist nicht nur leichtverständlich geschrieben, ohne dass es Fachterminologie aus dem Weg geht. Sondern der im Ton eines anregenden Vortrages gehaltene Stil des Autors wird auch ergänzt durch überraschende und motivierende Einblicke in die Bibel, wie zum Beispiel die Aufforderung zu einem „Bibelstellentasting“. Während in der ersten Hälfte des Buches vor allem die klassischen Einleitungsfragen im Vordergrund stehen, ist die zweite Hälfte ein Ratgeber für die Bibellektüre. Von praktischen Fragen, zum Beispiel welche Bibelübersetzung man lesen soll, bis hin zu Lesemethoden, wie zum Beispiel die Västerås-Methode, begleitet Christian Schramms Buch den willigen Bibelleser auf seinem Weg immer tiefer in die Vielfalt der 73 biblischen Bücher. Dass dabei die Aufteilung der Bibel in das sogenannte Alte Testament und das Neue Testament nicht thematisiert wird, bzw. das Verhältnis der beiden Teile zueinander nicht problematisiert wird, ist schade. Im Besonderen in einem Buch, das einen grundlegenden Zugang zur christlichen Bibel ermöglichen will, wäre ein Hinweis notwendig gewesen, dass die Schriften, die auch zur Jüdischen Bibel gehören, nicht eingeengt

nur als in Jesus Christus erfüllte Verheißungen gelesen werden dürfen.

Christian Schramms Buch „Bibellesen leicht gemacht“ bietet eine sehr leserfreundliche Hinführung zu den nicht immer leicht zugänglichen Texten der Bibel. Man merkt nicht nur zwischen den Zeilen, dass der als Bibelreferent im Bistum Hildesheim tätige Autor „gerne mit Menschen die Schätze des Wortes Gottes für uns heute sucht,“ wie es in der Autoreneinführung heißt. Begleitet von interessanten Info-Boxen, motivierenden Aufforderungen, bestimmte Bibelstellen zu lesen, und ansprechenden Illustrationen nimmt das Buch den Leser und die Leserin sozusagen an die Hand, um gemeinsam in die biblische Welt einzutauchen. Natürlich bleiben dabei Fragen offen, die viele Bibelleser und -leserinnen haben, zum Beispiel: Wie gehe ich mit der göttlichen Gewalt in der Bibel um? Aber Christian Schramms Buch will und kann nicht die eigene, kritische Bibellektüre ersetzen, sondern die Leserinnen und Leser dazu anleiten, die Fragen zu stellen und eigene Antworten zu finden. In diesem Sinne eignet sich das Buch besonders zum Beispiel als grundlegende Lektüre am Anfang eines neuen Bibelkreises oder eines Glaubenskurses. Auch für angehende Lektoren und Lektorinnen ist es empfehlenswert.

Till Magnus Steiner

Andreas Odenthal: Rituelle Erfahrung. Praktisch-theologische Konturen des christlichen Gottesdienstes. Stuttgart 2019, ISBN 978-3170361386, 236 S.

Wer Interesse daran hat, sich liturgietheologisch dem christlichen Gottesdienst zu nähern, nicht indem man fragt, wie systematisch-theologische Erkenntnis im Gottesdienst umgesetzt werden kann, sondern vielmehr, wie sich das liturgische Geschehen in dessen eigenem Vollzug erschließt, wird an dem neuen Buch von Andreas Odenthal, Ordinarius für Liturgiewissenschaft an der Bonner Universität, seine Freude haben. Der Verf. greift mit der aktuellen Veröffentlichung das Thema seiner Publikation „Liturgie als Ritual“ von 2002 auf, bietet aber insofern Neues, als er seine Position in manchen Punkten modifiziert und er neue Erkenntnisse auf dem

Gebiet der Psychoanalyse rezipiert. Denn gerade an der Schnittstelle zwischen Theologie und Psychologie verortet er seine Untersuchung des Gottesdienstes der Kirche als Symbolgeschehen.

Davon ausgehend, dass Erlebnisse einer Deutung bedürfen, um zu Erfahrungen zu werden, fragt die Studie nach einer Theorie, mehr noch: einer Theologie ritueller Erfahrungen. Dabei deutet die Erfahrungstradition des Christentums nicht nur das Leben, sondern umgekehrt deutet auch das Leben mit seinen jeweiligen Erfahrungen die Glaubensstradition. Vor dem Hintergrund dieses wechselseitigen Ineinanders wird die gefeierte Liturgie selbst zum theologischen Erkenntnisort. Doch wie kann Neues entstehen, wenn das Ritual doch feststeht? Dies wird möglich, indem das Ritual als ein eigener Raum von Wirklichkeit verstanden wird („thirdspace“), der ebenso zwischen äußerer Realität und innerer Wirklichkeit des Feiernden wie zwischen Erinnerung an Gottes Heilshandeln und hoffendem Erwarten des Reiches Gottes liegt. In dem sich hier eröffnenden intermediären Raum „geschieht das Neue, das das Leben interpretierend verändert und das selbst aus dem Leben erst zu verstehen ist“. Doch das gelingt nur, wenn man die symbolische Differenz (Heribert Wahl) aufrecht erhält: Das Symbol(-Zeichen) ist nicht mit dem Symbolisierten identisch, noch geht das Subjekt in der symbolischen Erfahrung auf. Nur wenn Liturgie als symbolisches Geschehen diese Spannung aushält, kann sie offen bleiben für die größere Zukunft Gottes.

Demnach steht den Gottesdienst feiernden Menschen nicht einfach die Liturgie als zweiter Pol gegenüber, sondern im Sinne der symbolischen Differenz ergibt sich vielmehr ein Dreieck mit drei Bezugspunkten: die Feiernden, die objektive Bedeutung der Liturgie und die subjektive Bedeutung derselben Liturgie. Rituelle Erfahrung ereignet sich zwischen letzteren beiden; im Spannungsfeld aller drei Bezugspunkte eröffnet sich der „thirdspace“ als Raum der Gnade.

Diese kurze Rezension, die der Differenziertheit der Ausführungen des besprochenen Buches nicht gerecht werden kann, vermag aber vielleicht doch einen Eindruck zu vermitteln, wie Verf. die rituellen Erfahrungen im Gottesdienst aufschlüsselt: nicht für jeden in gewohnter Zugeweise, aber unbedingt theologisch gewinnbringend.

Alexander Saberschinsky

systemrelevant

s topp ich bin nicht tot - noch stillt der
y sozweig die leiden der zeit - mit dem
s and aus den augen baue ich uns neue
t rassen und erfülle alle menschen mit
e wigkeit damit sie das alte überwinden -
m enschlichkeit ist die allergrößte aller
r evolutionen und am notwendigsten -
e in tropfen barmherzigkeit von uns ist
l icht und leben gottes in der welt und
e bnet den weg zu- und miteinander und
v erhindert den sieg des bösen - von
a nfang an sind wir unendlich kostbar -
n ichts kann uns zum nichts machen -
t rauen wir uns unvergängliche liebe zu

Michael Lehmler

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Generalvikar
Theo Paul, Bischöfliches Generalvikariat, Hasestraße 40a,
49074 Osnabrück | Prof. em. Dr. Dr. Dr. h.c. Hans Waldenfels
SJ, Fischerstraße 8, 45128 Essen | Prof. Dr. Gerhard Gäde,
Roopstraße 8, 49088 Osnabrück | Bruno Schrage, Diözesan-
Caritasverband für das Erzbistum Köln, Georgstraße 7,
50676 Köln | Prof. Dr. Engelbert Groß, Kilian-Leib-Straße 17,
85072 Eichstätt | Markus Roentgen, Erzbistum Köln –
Generalvikariat, Marzellenstraße 32, 50668 Köln | P. Dr.
Herbert Schneider, Franziskanerkloster, Franziskanerstraße 30,
41063 Mönchengladbach

Beirat: Harald Hüller, Klosterplatz 7, 52062 Aachen |
Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück |
Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe,
Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat
Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und
Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001,
Fax (0221) 1642-7005,
E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin,
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104,
50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag
GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E